

Joe J. Heydecker  
Johannes Leeb

# **Der Nürnberger Prozess**

Mit einem Vorwort von Eugen Kogon  
und Robert M. W. Kempner

Überarbeitete Neuausgabe zum 70. Jahrestag

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

© 1958, 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: Richter: © akg-images / AP; Prozess: © akg-images;  
Wachposten: © akg-images / Voller Ernst / Chaldej

Gesetzt aus der Times Ten

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04837-7

# **Die große Jagd**

## 1 Darf Adolf Hitler erschossen werden?

»Hätte ein britischer Soldat, der Hitler antrifft, die Pflicht ihn zu erschießen oder ihn lebend zu fangen?« Diese Frage wird am 28. März 1945 im britischen Unterhaus von dem Labour-Abgeordneten Ivor Thomas aus Keighley gestellt.

Wenige Minuten vorher hat der damalige Außenminister Anthony Eden bekannt gegeben, dass Adolf Hitler von den Alliierten als Hauptkriegsverbrecher betrachtet wird. Er steht an der Spitze einer Liste, die von der Londoner *Kommission für Kriegsverbrechen* zusammengestellt worden ist.

»Ich bin absolut geneigt«, beantwortet Eden die Anfrage, »diese Entscheidung völlig dem betreffenden britischen Soldaten zu überlassen.«

Gelächter und Beifall.

Im britischen Unterhaus, in England und auf der ganzen Welt weiß man, dass Deutschlands letzte Stunde geschlagen hat. Der Vormarsch amerikanischer, britischer und sowjetischer Truppen ist nicht mehr aufzuhalten. Mit ihnen rücken die Spezialisten des Geheimdienstes ein, deren Aufgabe es ist, nach den *Big Nazis* zu suchen und sie dingfest zu machen.

Eine Million Deutsche hat die *Kommission für Kriegsverbrechen* auf ihre Suchliste gesetzt. Jeder Ruinenkeller, jeder Bauernhof, jedes Gefangenenlager, jeder Flüchtlingszug auf den Landstraßen soll durchkämmt werden.

»Die größte Menschenjagd der Geschichte ist im Gange von Norwegen bis zu den bayerischen Alpen«, verkündet Eden im Unterhaus.

Er weiß, was er sagt. Noch niemals sind eine Million Menschen gleichzeitig gesucht und gejagt worden. Trotzdem werden die Männer, die später auf der Anklagebank von Nürnberg sitzen werden, vorläufig nicht gefunden. Im Chaos des deutschen Zusammenbruchs können sich auch die Kriminalisten in den Stäben General Eisenhowers und Feldmarschall Montgomerys kein klares Bild machen. Niemand weiß im Augenblick, was aus Hitler, Goebbels, Ribbentrop, Bormann oder Göring geworden ist.

## **2 Innenminister Wilhelm Frick wird ›aufgepickt‹ – Rundfunkkommentator Hans Fritzsche bietet die Kapitulation Berlins an – Nicht auf der Anklagebank: Dr. Josef Goebbels**

Wilhelm Frick, der einstige Reichsinnenminister, ist in der Nähe von München von Offizieren der amerikanischen 7. Armee ›aufgepickt‹ worden, wie es in der ersten Meldung darüber heißt. Von den anderen Gesuchten fehlt jede Spur.

Wie ist die Lage in Berlin?

Um elf Uhr vormittags, am 21. April 1945, fröstelt die Stadt unter einer eisgrauen Wolkendecke aus Trümmerstaub, Qualm und klebrigem Nebel. In den Straßen irren verzweifelte Menschen umher, zehntausend, hunderttausend Flüchtlinge. Der blutige Besen der heranrückenden Russen schiebt sie nach Westen.

Hitlerjungen, Frauen und alte Männer bauen Straßensperren. Drohender Donner kündigt die Front an. Rauch steigt aus den Resten niedergewalzter Stadtteile. Der schwelende, beißende Geruch des Untergangs hängt über Berlin.

Durch die Ritzen der vernagelten Fenster zieht ein kühler Aprilwind in den privaten Filmsalon des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda in der Hermann-Göring-Straße. Durch die Erschütterungen naher Einschläge ist da und dort der Verputz von Decke und Wänden gebröckelt. Die kostbaren Sessel machen einen verstaubten, zerschlissenen Eindruck.

Im Zwielicht des trostlosen Raumes haben sich gut zwei Dutzend Männer versammelt. Fünf Kerzenstümpfe werfen einen flackernden Schein auf die ernsten, eingefallenen Gesichter der Anwesenden; es gibt hier keinen elektrischen Strom mehr.

Das ist die äußere Kulisse der letzten Konferenz, die Dr. Josef Goebbels mit seinen Mitarbeitern abhält. Jede Einzelheit, jedes Wort, das hier gesprochen wurde, ist uns von einem Augenzeugen überliefert worden – von dem späteren Nürnberger Angeklagten Hans Fritzsche.

Der Minister trägt einen peinlich korrekten dunklen Anzug, der blütenweiße Kragen schimmert im Dämmerlicht, und der Rundfunkkommentator Fritzsche empfindet dies als schreienden

Kontrast zu dem trübseligen Salon und den grausamen Verwüstungen in der ganzen Stadt. Dr. Goebbels lässt sich in einem Sessel nieder und beginnt zu sprechen. Er hat lässig die Beine übereinandergeschlagen.

Was er sagt, ist weit davon entfernt, Gegenstand einer Mitarbeiterbesprechung zu sein. Er redet eigentlich zu einem anderen Publikum. Er spricht ein Verdammungsurteil über das ganze deutsche Volk, spricht von Verrat, Reaktion, Feigheit.

»Das deutsche Volk hat versagt«, bricht es aus Goebbels hervor. »Im Osten läuft es davon, im Westen hindert es die Soldaten am Kampf und empfängt den Feind mit weißen Fahnen.« Seine Stimme gellt, als spräche er im Sportpalast: »Was fange ich mit einem Volk an, dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden?«

Dann wird er wieder kühl. Ein ironisches Zucken spielt um seine Mundwinkel. »Nun«, sagt er leise, »das deutsche Volk hat sich dieses Schicksal ja selbst gewählt. Denken Sie an die Volksabstimmung vom November 1933 über Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund. Damals hat sich das deutsche Volk in freier Wahl gegen eine Politik der Unterwerfung und für eine solche des kühnen Wagnisses entschieden.« Mit einer leichten Handbewegung setzt er hinzu: »Dieses Wagnis ist nun eben missglückt.«

Ein, zwei Mitarbeiter springen auf, wollen Goebbels ins Wort fallen. Der Minister übergeht sie mit eisigem Blick. Ohne auf ihre Demonstration zu achten, fährt er in seiner Rede fort: »Ja, das mag für manche Leute eine Überraschung sein, auch für meine Mitarbeiter. Aber ich habe ja niemanden gezwungen, mein Mitarbeiter zu sein, so wie wir auch das deutsche Volk nicht gezwungen haben. Es hat uns ja selbst beauftragt. Warum haben Sie mit mir gearbeitet? Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten.«

Goebbels erhebt sich. Er lächelt unmerklich über die Röte oder Blässe, die seine letzten, zynischen Worte in die Gesichter der Anwesenden getrieben haben. Er hinkt zu der hohen, rotgoldenen Flügeltür des Filmsalons, dreht sich noch einmal um und sagt pathetisch: »Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!«

Vorläufig erzittert nur die Tür, die er hinter sich zuwirft. Die Versammelten sind aufgestanden. Niemand sagt etwas. Alle sehen

sich betreten an. Allen ist klar, dass das Ende gekommen ist. Sie schlagen ihre Kragen hoch und eilen auf die Straße.

Die russische Artillerie belegt das Regierungsviertel mit schweren Brocken. Fritzsche springt geduckt an den Ruinenwänden entlang, arbeitet sich durch Trümmer und Seitenstraßen vorwärts. Er ist jetzt wie aus einem Traum erwacht. Er hastet durch Berlin, sucht nach irgendwelchen Menschen, die ihm genauen Aufschluss über die Lage geben könnten, kehrt schließlich ratlos zur Villa von Dr. Goebbels zurück.

Hier findet er nur noch fluchende SS-Leute, ein paar verstörte Sekretärinnen, leere Zimmer, durchwühlte Schreibtische und Schränke, zurückgelassene Koffer. Der Leiter des Ministeramtes, Curt Hammel, steht verloren in Hut und Mantel herum. Als er Fritzsche sieht, sagt er tonlos: »Goebbels ist in den Führerbunker gefahren. ›Es ist aus‹, waren seine letzten Worte. Die Russen stehen am Alexanderplatz. Ich versuche jetzt, nach Hamburg durchzukommen. Wollen Sie mit? Ich habe einen Platz im Wagen frei.«

Fritzsche lehnt ab. Er will in Berlin bleiben. Er eilt ins Propagandaministerium und löst die Rundfunkabteilung auf, entlässt seine Mitarbeiter. Dann holt er seinen BMW aus der Garage und fährt zum Alexanderplatz, um nachzusehen, ob die Russen wirklich schon dort sind. Artilleriefeuer und ein Panzergeschütz zwischen Danziger Straße und Ringbahn veranlassen ihn zur Umkehr. Im Rundfunkhaus erfährt er, dass die Verteidigung Berlins fortgesetzt werden soll.

Ein paar Tage noch hält sich der Kern der Stadt. Dann hört Fritzsche, das Ohr an einen verglimmenden Batterieempfänger gepresst, über den Sender Hamburg die Nachricht von Hitlers Tod. Mit Staatssekretär Werner Naumann vom Propagandaministerium rennt er hinüber zur Reichskanzlei. Er hat einen festen Plan. Berlin muss sofort kapitulieren. Aber er hütet sich vorerst noch, diesen Gedanken Martin Bormann zu unterbreiten. Fritzsche will von Bormann nur erreichen, dass sinnlose Aktionen unterbleiben. Er spielt mit seinem Kopf, aber es gelingt ihm, Hitlers mächtigsten Gefolgsmann umzustimmen.

Im Garten vor dem Führerbunker, zwischen rauchgeschwärzten Mauern, zwischen Benzinfässern und verbrennenden Geheimakten – oder was ist es sonst? – ruft Bormann einige SS-Leute

zusammen und befiehlt ihnen in Fritzsches Anwesenheit: »Der Werwolf ist aufgelöst. Sämtliche Werwolfaktionen sind einzustellen, ebenso die Vollstreckung von Todesurteilen.«

Fritzsche stolpert ins Propagandaministerium zurück. Um 21 Uhr wollen alle, die noch im Bunker der Reichskanzlei sitzen, einen Ausbruchsversuch machen. Danach wird Fritzsche als Ministerialdirektor der letzte hohe Regierungsbeamte sein, der in der Hauptstadt des Deutschen Reiches zurückbleibt. In dieser Eigenschaft will er Marschall Georgi Schukow die Kapitulation Berlins anbieten.

Er verständigt einige Lazarette von seinem Entschluss, einige Befehlsbunker und Wehrmachtseinheiten. Dann schreibt er dem Sowjetmarschall einen Brief. Der Dolmetscher Junius vom Deutschen Nachrichten-Büro übersetzt das Schreiben ins Russische.

Da wird die Tür aufgerissen.

General Wilhelm Burgdorf, Hitlers letzter Adjutant, stürzt mit flackernden Augen in das Kellergelass. »Sie wollen kapitulieren?«, herrscht er Fritzsche an.

»Ja«, antwortet der Ministerialdirektor trocken.

»Dann muss ich Sie niederschießen!«, schreit Burgdorf. »Der Führer hat in seinem Testament jede Kapitulation verboten. Es muss bis zum letzten Mann gekämpft werden!«

»Auch bis zur letzten Frau?«, fragt Fritzsche.

Der General zieht seine Pistole. Doch Fritzsche und ein Rundfunktechniker sind schneller. Sie stürzen sich auf Burgdorf. Der Schuss kracht, sirrt als Querschläger von der Decke zurück. Mit vereinten Kräften bugsieren sie den Adjutanten zur Tür hinaus.

Burgdorf versucht noch, zur Reichskanzlei zurückzukehren. Auf dem Weg dorthin richtet er jedoch die Waffe gegen sich selbst und setzt seinem Leben ein Ende.

Fritzsches Brief gelangt tatsächlich durch die Kampflinie auf die russische Seite. Im Morgengrauen des 2. Mai erscheinen die Parlamentäre im Propagandaministerium: ein sowjetischer Oberstleutnant, mehrere andere russische Offiziere und ein deutscher Oberst als Lotse. Marschall Schukow lässt Fritzsche auffordern, zu ihm zu kommen.

Schweigend marschiert die Gruppe durch ein Berlin, das keine Ähnlichkeit mehr hat mit der einstigen Hauptstadt. Pferdekada-

ver, Ruinen, ausgebrannte Fahrzeuge, gefallene Soldaten, herabhängende Drähte, tote Hitlerjungen, weggeworfene Panzerfäuste, zerfetzter Haustrat, stinkende Kellerlöcher säumen den Weg der Unterhändler. Am Anhalter Bahnhof überschreiten sie die Frontlinie. Ein russischer Jeep wartet.

Wie sieht es auf der anderen Seite aus, dort, wo die Rote Armee schon eingezogen ist?

»In zwei Weltkriegen habe ich viele Bilder des Kampfes gesehen«, sagt Fritzsche selbst darüber. »Keines ist auch nur in irgend einer Beziehung dem Bilde vergleichbar, das sich mir auf dem kurzen Weg vom Wilhelmplatz bis Tempelhof bot, der mehrere Stunden in Anspruch nahm. Welche Szenen sich bei der Übergabe einzelner Bunker und Häuser abspielten, vermag ich nicht zu sagen. Ich bin auch nicht in der Lage, die Tragödie einiger Frauen zu schildern, die sich mit ihren Kindern durch einen Sprung aus dem Fenster vor dem Zugriff der Hände hinter ihnen retteten. Aus Trümmern und Bränden, aus Reihen von Leichen und in Gesichtern einzelner Toter sah ich, was sich abgespielt hatte. Übermäßig wurde in mir der Wunsch, eine der vielen noch einschlagenden Granaten möge mich von diesem qualvollen Anblick befreien.«

Gegenüber dem Eingang zum Flughafen Tempelhof wird Fritzsche in eine Villa geführt, in der ein sowjetischer Stab untergebracht ist. Dort erfährt der Ministerialdirektor, dass sich inzwischen auch einer der letzten Kampfkommandanten Berlins, General Helmut Weidling, hier eingefunden hat, um die Stadt zur Kapitulation aufzufordern: »Am 30. April 1945 hat der Führer uns, die wir ihm die Treue geschworen hatten, im Stich gelassen. Auf Befehl des Führers glaubt ihr noch immer, um Berlin kämpfen zu müssen, obwohl der Mangel an schweren Waffen, an Munition und die Gesamtlage den Kampf als sinnlos erscheinen lassen. Jede Stunde, die ihr weiterkämpft, verlängert entsetzlich die Leiden der Zivilbevölkerung und unserer Verwundeten. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Sowjettruppen fordere ich euch daher auf, sofort den Kampf einzustellen.«

Fritzsches selbst gewählte Mission ist mit diesem Schritt Weidlings erledigt. Die Russen wollten jetzt auch ganz andere Dinge von ihm. Am 4. Mai machen sie eine Autofahrt mit ihm. Ziel ist eine kleine Siedlung zwischen Berlin und Bernau. Fritzsche wird

die Stufen zu einem modrigen, feuchten Keller hinuntergeführt. Die begleitenden Offiziere bringen ihn in einen der trüb beleuchteten Räume. Hier bietet sich ein grausiges Bild. Auf dem Fußboden liegt eine fast nackte Leiche. Der Schädel ist stark verkohlt, doch der Körper ist gut erhalten. Von der Kleidung sind nur noch ein brauner Uniformkragen am Hals und ein Revers mit einem goldenen Parteiaabzeichen vorhanden. Neben dem Toten liegen die Leichen von fünf Kindern. Alle sind mit Nachthemden bekleidet und sehen aus, als ob sie friedlich schliefen.

Hans Fritzsche weiß und erkennt, wer hier vor ihm liegt: Dr. Josef Goebbels und seine Kinder. Er ist so verstört von dem Anblick, so verbittert über den billigen Ausweg seines Chefs, dass er in der Verwirrung gar nicht den siebten Leichnam bemerkt, eine Frau – wahrscheinlich Magda Goebbels.

Die Sowjets sind mit der Identifizierung zufrieden. Fritzsche wird wieder ins Freie gebracht – aber nicht in die Freiheit. In einem Keller in Friedrichshagen bleibt er zusammen mit anderen Deutschen gefangen. Es ist ein merkwürdiger Schwebezustand, der erst Tage später in eine juristische Form gebracht wird: Ein sowjetischer Unteroffizier sucht Fritzsche auf, zieht einen zerknitterten Zettel aus der Tasche und liest davon mühsam drei deutsche Wörter ab: »Sie sind verhaftet.«

Es wird lange dauern, bis Fritzsche die Freiheit wiederfindet. Sein Weg führt nach Moskau ins Lubjanka-Gefängnis und dann weiter auf die Anklagebank von Nürnberg.

### **3 Reichsmarschall Hermann Göring, Angeklagter Nr. 1, entrinnt dem Tode und begibt sich in alliierte Gefangenschaft**

Die große Menschenjagd läuft auf vollen Touren. In den bayerischen Alpen ist sie besonders intensiv. Auf den Landkarten der alliierten Suchgruppen zeichnen sich zwei Hauptgebiete ab: im Norden der Raum zwischen Hamburg und Flensburg, im Süden die Gegend von München bis Berchtesgaden. Aus dem untergehenden Berlin hat ein Teil der führenden Leute versucht, sich zu Großadmiral Dönitz durchzuschlagen: Himmler, Ribbentrop, Rosenberg und Bormann scheinen zu dieser Gruppe zu gehören. Die anderen werden in Bayern vermutet.

Bei der 36. Division der amerikanischen 7. Armee ist es trotz dieser Erkenntnis eine Überraschung, dass sich bei einem vorgeschobenen Posten am Morgen des 9. Mai ein deutscher Oberst meldet. Man weiß zwar, dass es hier in den Alpen noch von deutschen Truppen wimmelt, die auf eigene Faust operieren wollen, bis sie die Aussichtslosigkeit ihrer Lage einsehen und sich ergeben. In diesem Fall liegen die Dinge aber anders.

Der deutsche Oberst nennt seinen Namen: Bernd von Brauchitsch. Dann fügt er hinzu: »Ich komme als Unterhändler im Auftrag des Reichsmarschalls Hermann Göring.«

Die amerikanischen Posten werden nach dieser Erklärung sofort tätig. Es ist ihnen klar, dass ihrer Division nun der Ruhm vorbehalten sein soll, einen der größten Fische zu fangen. Oberst von Brauchitsch wird in einen Jeep verfrachtet und zum Divisionsstab gebracht.

Dort hat ein Telefongespräch schon die Ankunft des deutschen Parlamentärs gemeldet. Es gibt kein Warten, keine Verzögerung. Der Divisionskommandeur, Generalmajor John E. Dahlquist, und dessen Vertreter, Brigadegeneral Robert J. Stack, stehen augenblicklich zur Verfügung.

Bernd von Brauchitsch erklärt den amerikanischen Generalen, dass er von Hermann Göring beauftragt ist, dessen Übergabe anzubieten. Der Reichsmarschall, so sagt der Oberst, befindet sich in der Nähe von Radstadt bei Zell am See.

Tatsächlich sitzt Göring dort in einer gewissen Klemme. Über seinem Haupt schwebt das Verdammungsschwert Hitlers, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sich trotz des allgemeinen Zusammenbruchs noch ein paar fanatische SS-Männer finden würden, die den Erschießungsbefehl vollstrecken.

»Mein Führer«, hatte Göring wenige Tage zuvor in die belagerte Reichskanzlei gefunkt, »sind Sie einverstanden, dass ich nach Ihrem Entschluss, in der Festung Berlin auszuharren, aufgrund des Gesetzes von 29. Juni 1941 nunmehr die Gesamtführung des Reiches mit allen Vollmachten nach innen und außen übernehme? Wenn ich bis 22 Uhr keine Antwort erhalte, nehme ich an, dass Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind, und werde die Bedingungen des Gesetzes als gegeben betrachten.«

Die Antwort traf vor 22 Uhr ein, allerdings bei einem anderen Empfänger. Sie lautete: »Göring ist aus allen Ämtern einschließlich der Nachfolge Hitlers entlassen und sofort wegen Hochverrats zu verhaften.« Ferner wurde befohlen, den »Verräter des 23. April 1945 beim Ableben des Führers zu liquidieren«.

Später erklärte der letzte Generalstabschef der Luftwaffe, General Karl Koller: »Die SS hat sich aber offenbar gescheut, Gewalt gegen den Reichsmarschall anzuwenden.«

»Ich wurde in ein Zimmer gebracht, in dem ein Offizier war«, sagte Göring bei einer Vernehmung in Nürnberg. »Vor der Tür stand eine SS-Wache. Dann nahm man mich mit meiner Familie am 4. oder 5. Mai nach dem Luftangriff auf Berchtesgaden mit nach Österreich. Fliegertruppen marschierten durch die Stadt – sie hieß Mauterndorf – und befreiten mich von der SS.«

General Koller, unter dessen Obhut Göring dann stand, kannte Hitlers Erschießungsbefehl.

»Ich bin aber gegen einen Mord gewesen«, sagte er dem Nürnberger Verteidiger Werner Bross, »wie ich immer gegen die Ermordung politischer Gegner eingestellt gewesen bin. Es ist dann auch nicht zu einer Ausführung dieses Befehls gekommen.«

Der deutsche Luftwaffenfeldwebel Anton Kohnle, der vor dem Mauterndorfer Jagdschloss Wache stand, wo Göring mit Frau, Tochter, Kammerdiener, Zofe und Leibkoch festsaß, bekam den Reichsmarschall bald zu sehen. Er berichtet: »Ich machte ihm Meldung, worauf er erstaunt stehen blieb und mich musterte. Er fragte

mich, woher ich komme, und erzählte mir dann ganz undienstlich, dass alles anders gekommen wäre, wenn man auf ihn gehört hätte. Er gab mir zu verstehen, dass Hitler an Größenwahn gelitten habe. Nun aber, mit dem Ende des Krieges, wolle er, der Reichsmarschall, selber die Regierung Deutschlands übernehmen.«

Kohnle fährt fort: »Als sich Göring nach dieser Unterhaltung etwa zwanzig Schritt von mir entfernt hatte, stürzte er plötzlich zu Boden. Es bedurfte großer Mühe, diesen Koloss wieder auf die Beine zu stellen. Göring war morphiumsüchtig, und ich nehme an, dass sein Unwohlsein darauf zurückzuführen war, dass ihm die SS dieses Gift während seiner Gefangenschaft vorenthalten hatte.«

So also stellt sich die Verhaftung und Befreiung Görings in den nüchternen Worten der Beteiligten dar. Immerhin kann der Reichsmarschall zum damaligen Zeitpunkt nicht wissen, wie sich die Dinge weiterentwickeln werden. Kann die SS nicht doch noch zurückschlagen und ihn erneut festnehmen? Unter diesen Umständen schien es wirklich besser, sich in den Schutz der Alliierten zu begeben.

Jetzt ist es so weit. Brigadegeneral Stack fährt persönlich zu dem Treffpunkt, den Oberst von Brauchitsch benannt hat. An der Biegung einer schmalen Landstraße begegnen sich der Jeep des Amerikaners und der kugelsichere Mercedes Görings.

Die Wagen halten in gemessener Entfernung voneinander. Der General springt auf die Straße, Göring klettert etwas mühsamer aus seinem Fahrzeug. Dann hebt er den Marschallstab zur Andeutung eines Grußes und geht dem Amerikaner entgegen. Brigadegeneral Stack legt die Hand an die Mütze und macht ebenfalls einige Schritte. Alles ist überaus korrekt. In der Mitte des Weges treffen die beiden Männer zusammen, stellen sich förmlich vor und geben sich die Hand.

Brigadegeneral Stack wird dieses Händedrucks allerdings nicht froh werden. Die Nachricht darüber löst nämlich überall einen Entrüstungssturm aus: Händeschütteln mit Kriegsverbrechern! Shakehands mit Mördern!

In den Vereinigten Staaten und besonders in Großbritannien steigen die Zeitungen ganz groß in diese Sache ein. Der Lärm wird so laut, dass sich General Eisenhower veranlasst sieht, offiziell seine Missbilligung auszudrücken. Auch die britische Regierung

lässt ihren Standpunkt öffentlich erklären, und zwar durch den Wiederaufbauminister Lord Woolton, der im Oberhaus feststellt: »Der Krieg ist kein Spiel, das mit Händeschütteln endet.«

Brigadegeneral Stack weiß freilich nicht, wie schwer ihm das Leben mit dieser Sache noch gemacht werden wird. Vorläufig glaubt er nur, der Form genügt zu haben. Göring wird zum Divisionsstab gebracht, wo sich Generalmajor Dahlquist selbst des prominenten Gefangenen annimmt. Das Hauptquartier der 7. Armee ist verständigt, und der dortige Abwehrchef, Brigadegeneral William W. Quinn, hat versprochen, gleich zur Division zu kommen und den kostbaren Gefangenen persönlich zu übernehmen.

Inzwischen hat der Kommandeur der 36. Division Zeit, ein wenig mit Göring zu plaudern. John E. Dahlquist ist ein alter Soldat, kampferprob, offen und politisch völlig arglos. Dennoch überrascht ihn, was er von Göring schon in den ersten Minuten ihres Gesprächs zu hören bekommt.

»Hitler war engstirnig«, sagt der Reichsmarschall, »Rudolf Heß exzentrisch und Ribbentrop ein Schurke. Warum war Ribbentrop Außenminister? Mir ist einmal eine Bemerkung Churchills hinterbracht worden, die ungefähr lautete: ›Warum schickt man mir immer diesen Ribbentrop und nicht einen patenten Jungen wie Göring?‹ Nun bin ich also hier. Wann bringen Sie mich ins Hauptquartier von Eisenhower?«

Dahlquist erfährt, dass Göring wirklich glaubt, als Vertreter Deutschlands mit den Alliierten verhandeln zu können. Wie abwegig dieser Gedanke ist, kommt dem Gefangenen gar nicht in den Sinn. Ist sich dieser einst mächtigste Mann nach Hitler nicht klar über die wirkliche Situation?

In langen Ausführungen spricht er über seine gewaltige Luftwaffe und ahnt nicht, dass zur gleichen Stunde sein Amtsnachfolger, Generalfeldmarschall Robert Ritter von Greim, in Kitzbühel gefangen genommen wird und sich mit den Worten zu erkennen gibt: »Ich bin der Chef der deutschen Luftwaffe – aber ich habe keine Luftwaffe.«

»Wann werde ich von Eisenhower empfangen?«, fragt Göring noch einmal.

»Wir werden sehen«, weicht Dahlquist aus.

Nach diesem Gespräch wendet sich Göring einer Platte mit

Huhn, Kartoffelpüree und Bohnen zu, die hereingebracht worden ist. Mit einem Appetit, der Generalmajor Dahlquist in Erstau-nen setzt, verzehrt der Reichsmarschall die Portion, lässt sich eine Schüssel Fruchtsalat als Nachtisch munden und lobt den ameri-kanischen Kaffee. »Es handelte sich um eine Mahlzeit, wie sie an diesem Tag alle amerikanischen Soldaten erhalten haben«, wird später aus Eisenhowers Hauptquartier amtlich bekannt gegeben, weil auch die Zusammenstellung des Menüs in der Welt Ärgernis erregte.

Der Abwehrroffizier der 7. Armee, Brigadegeneral Quinn, ver-anlasst nach seinem Eintreffen, dass Göring in einem Privathaus bei Kitzbühel untergebracht wird. Sieben Soldaten aus Texas, alte Haudegen von Salerno und Monte Cassino, führen den Reichsmar-schall zu seinem neuen Quartier. Auf dem Weg wendet sich Göring lächelnd an seine Bewachung: »Passt nur gut auf mich auf!«

Er hat es auf Englisch gesagt, aber diese Männer der Kampf-truppe verstehen keinen Spaß. »Was sie ihm antworteten, kann nicht überliefert werden«, gesteht ein amerikanischer Reporter, der die Gruppe begleitete.

Natürlich sind die Reporter zur Stelle. Die Nachricht von Görings Gefangennahme hat die Kriegskorrespondenten in weitem Umkreis alarmiert. Nun beeilen sie sich, denn der pressefreund-liche Quinn hat ihnen ein Interview mit dem Reichsmarschall ver-sprochen.

Hermann Göring besichtigt inzwischen zufrieden die Räume, die man ihm zur Verfügung gestellt hat. Seine Familie ist ebenfalls eingetroffen. Auch das auf siebzehn Lastwagen verstaute Gepäck wird gebracht. Es ist beinahe wie im Hotel. Der Reichsmarschall nimmt ein ausgedehntes Bad und bekleidet sich anschließend in langwieriger Prozedur mit seiner hellgrauen Lieblingsuniform, de-ren schwere Goldbesätze es ihm besonders angetan haben.

Wie sehr unterscheidet sich dies alles von den Lagern, in de-nen zur gleichen Stunde Zehntausende und Hunderttausende deutscher Soldaten zusammengepfercht werden, in Regen und Schlamm, ohne Verpflegung und Trinkwasser, ohne sanitäre An-lagen.

Göring wird kaum an dieses Elend denken. Frisch rasiert, gut gelaunt, mit beinahe federnden Schritten tritt er vor das Haus in

die freundliche Nachmittagssonne und winkt lässig den zwei Dutzend Reportern zu.

Die Korrespondenten haben einen Halbkreis gebildet. Ein kleiner, runder Tisch und ein geblümter Ohrensessel stehen an der Hauswand. Hier soll der prominente Gefangene Platz nehmen. Ein Mikrofon wird aufgestellt. Die Verschlüsse der Fotoapparate klicken.

»Hello, Marschall, bitte lächeln!«

»Hierher, den Kopf hierherdrehen!«

»Danke!«

»Noch ein Bild mit Mütze!«

Göring setzt seine Mütze mit dem goldschweren Schild auf. Er ist ungeduldig. »Bitte, beeilen Sie sich«, sagt er zu den Fotografen, »ich habe nämlich Hunger.«

Dann prasseln die Fragen los. Zuerst sind es die üblichen: Wo ist Hitler? Glauben Sie, dass er tot ist? Warum wurde keine Landung in England versucht? Wie stark war die Luftwaffe zu Beginn des Krieges?

»Ich glaube, dass sie die stärkste Luftwaffe der Welt war«, antwortet Göring stolz.

»Wie viele Flugzeuge hatte sie ungefähr?«, will der Reporter genauer wissen.

»Das ist sechs Jahre her«, sagt Göring, »und ich bin auf diese Frage nicht vorbereitet. Ich könnte Ihnen jetzt nicht sagen, wie viele Flugzeuge wir damals hatten.«

»Haben Sie die Bombardierung von Coventry befohlen?«

»Ja. Coventry war ein Industriezentrum, und mir lagen Berichte vor, dass sich dort auch große Flugzeugfabriken befanden.«

»Und Canterbury?«

»Die Bombardierung von Canterbury war von höherer Stelle befohlen als Vergeltung für den Angriff auf eine deutsche Universitätsstadt.«

»Welche deutsche Universitätsstadt war das?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Wann dachten Sie das erste Mal, dass der Krieg verloren sei?«

»Sehr bald nach der Invasion und dem Durchbruch der Russen im Osten.«

»Was hat am meisten zu diesem Ende beigetragen?«

»Die ununterbrochenen Luftangriffe.«

»Ist Hitler über die Aussichtslosigkeit des Krieges informiert worden?«

»Ja. Verschiedene Militärs haben ihm auseinandergesetzt, dass der Krieg verloren sein könnte. Hitler hat darauf sehr negativ reagiert, und später waren Gespräche über dieses Thema verboten.«

»Wer hat sie verboten?«

»Hitler selbst. Er weigerte sich, den Gesichtspunkt eines verlorenen Krieges überhaupt zu berücksichtigen.«

»Wann wurde das verboten?«

»Als die Leute zuerst davon zu sprechen anfingen, etwa Mitte 1944.«

»Glauben Sie, dass Hitler Admiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt hat?«

»Nein! Das Telegramm an Dönitz trägt die Unterschrift von Bormann.«

»Weshalb hatte eine farblose Persönlichkeit wie Bormann so großen Einfluss auf Hitler?«

»Bormann steckte Tag und Nacht mit Hitler zusammen und brachte ihn allmählich so sehr unter seinen Willen, dass er sein ganzes Leben beherrschte.«

»Wer hat den Angriff gegen Russland befohlen?«

»Hitler selbst.«

»Wer war für die Konzentrationslager verantwortlich?«

»Hitler persönlich. Alle Leute, die etwas mit diesen Lagern zu tun hatten, unterstanden Hitler direkt. Die Staatsorgane hatten nichts damit zu tun.«

»Welche Zukunft erwarten Sie für Deutschland?«

»Wenn keine Lebensmöglichkeit für das deutsche Volk gefunden wird, sehe ich eine schwarze Zukunft für Deutschland und die ganze Welt voraus. Alle Menschen wollen Frieden, aber es ist schwer zu sehen, was noch geschehen wird.«

»Hat der Reichsmarschall noch irgendetwas, was er sich von seiner Seele reden möchte?«

»Ich möchte Verständnis dafür wecken, dass dem deutschen Volk geholfen werden sollte, und ich bin diesem Volk sehr dankbar, dass es bei den Waffen geblieben ist, auch als es schon wusste, dass alles aussichtslos geworden war.«

Die Korrespondenten eilen davon. Sie wollen das Interview möglichst schnell ihren Blättern kabeln. Aber sie haben Pech. Der Zensor im alliierten Hauptquartier lässt die Telegramme auf Befehl General Eisenhowers nicht durch. Und dabei bleibt es. Erst neun Jahre später, im Mai 1954, gibt Brigadegeneral Quinn ein geheim gehaltenes Stenogramm dieser Pressekonferenz einem amerikanischen Nachrichtenmagazin zur Veröffentlichung.

Eine Frage allerdings, die noch vor der Pressekonferenz an Göring gerichtet wurde, schlüpfte knapp vor dem Verbot am Zensor vorbei in die amerikanische Presse: »Wissen Sie, dass Sie auf der Liste der Kriegsverbrecher stehen?«

»Nein«, antwortet Göring. »Das überrascht mich sehr, denn ich wüsste nicht, warum.«

Die Nacht bricht herein. Der Reichsmarschall begibt sich zur Ruhe. Es ist das letzte Mal, dass er in einem weichen, gut gefederten Bett schläft. Vor der Tür seines Zimmers hält Leutnant Jerome Shapiro aus New York Wache.

## 4 Großadmiral Karl Dönitz übernimmt die Regierung

Um 22 Uhr 30 des 1. Mai 1945 überrascht der Reichssender Hamburg Deutschland und die Welt mit folgender Mitteilung: »Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist. Am 30. April hat der Führer den Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt.«

Mit dieser Meldung, die Hitlers Selbstmord noch als Helden-tod zu tarnen sucht, endet die nationalsozialistische Tragödie des deutschen Volkes. Zur gleichen Zeit beginnt ein neues Stück vor den alten, zerfetzten Kulissen: das kurzfristige Regierungsspiel des »Reichspräsidenten« Karl Dönitz.

Die Tragödie verwandelt sich in eine Tragikomödie.

Vier Männer, die später auf der Anklagebank von Nürnberg sitzen werden, sind an diesem operettenhaften Schlussakt des Großdeutschen Reiches beteiligt: der Oberbefehlshaber der Deutschen Kriegsmarine, Großadmiral Dönitz, ferner der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, Generaloberst Alfred Jodl, und der Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Albert Speer.

In Deutschland herrscht in jenen Tagen das Chaos. Amerikanische, britische, französische und sowjetische Truppen besetzen die letzten Gebiete des Reichs. Millionen Deutsche sind auf der Flucht vor der Roten Armee. Auf den Landstraßen wälzen sich endlose Ströme entwurzelter Menschen. In den Städten haben Bombenteppiche das Leben ersticken. Aufgelöste Wehrmachtshäfen fluten ziellos nach Westen. Fanatische Exekutionskommandos hängen Deserteure an Alleebäume. Brücken werden in die Luft gesprengt.

Doch in Flensburg wird regiert.

Hier gibt es keine Ruinen, hier herrscht keine Weltuntergangsstimmung. Hier herrscht Ordnung. Im Abglanz großer Zeiten marschiert das Wachbataillon Dönitz vor einem unscheinbaren Back-

steingebäude auf, das äußerlich an ein kleinstädtisches Schulhaus erinnert. Es beherbergt jetzt die deutsche Reichsregierung und das Oberkommando der Wehrmacht.

Wie ist es zu dieser merkwürdigen Episode der deutschen Geschichte gekommen? Die Geschehnisse sind rasch berichtet.

Am 16. April 1945 ist Dönitz in Berlin. Am Morgen dieses Tages wird die Reichshauptstadt von einem gewaltigen Donnerschlag erschreckt. Auf die Sekunde genau haben bei Küstrin und Frankfurt an der Oder sämtliche russischen Batterien gleichzeitig das Feuer eröffnet: Auf jeden Kilometer der ganzen Frontlänge kommen über sechshundert Geschütze. Das Aufbrüllen der lange erwarteten Offensive kündigt Berlin das nahe Ende an.

Im Führerbunker der Reichskanzlei raschelt Hitlers zitternde Hand ruhelos auf der Lagekarte hin und her. Er sucht nach Auswegen, operiert mit Armeen, die nur noch in seiner Fantasie existieren. Walter Lüddecke-Neurath, der Adjutant des Großadmirals Dönitz, kann Hitler in diesen gespenstischen Stunden beobachten und berichtet darüber: »Körperlich macht er den Eindruck eines geschlagenen und gebrochenen Mannes: aufgeschwemmt, gebeugt, kraftlos und nervös.«

Die Lage ist aussichtslos. Eisenhower hat das Ruhrgebiet eingekesselt und zerschmettert die Divisionen der Heeresgruppe B, 325 000 Mann gehen hier in die Gefangenschaft. Amerikanische Panzerspitzen stehen vor Magdeburg, Nürnberg und Stuttgart. Britische Truppen stürmen gegen Bremen und Lauenburg vor. Die Zange der Roten Armee greift nach Berlin.

Drei Tage lang zerpflügt die russische Feuerwalze jeden Meter Boden, auf dem sich noch deutscher Widerstand regt. Drei Tage lang halten Flak, Infanterie, Volkssturm, Schreibstabenkräfte, Marinetruppen und Polizisten dem Druck stand. Drei Tage lang – drei lange Tage.

Hitler glaubt schon wieder an Sieg. Mit verächtlichem Unterton in der Stimme gibt er seiner Meinung Ausdruck: »Der Russe ist am Ende seiner Kraft. Er kämpft nur noch mit Beutesoldaten, befreiten Kriegsgefangenen und rekrutierten Bewohnern der eroberten Gebiete, lauter zusammengelesenem Pack. Der letzte Ansturm Asiens wird zerbrechen, wie am Ende auch der Einbruch unserer Gegner im Westen trotz allem scheitern wird ...«

Keitel greift den optimistischen Ton Hitlers auf und verkündet zuversichtlich: »Meine Herren, es ist ein alter militärischer Erfahrungsgrundsatz, dass sich ein Angriff festfährt, wenn er nicht bis zum dritten Tag den erfolgreichen Durchbruch erzwungen hat.«

»Mir scheint das nicht so«, murmelt Dönitz und gibt seinem Adjutanten Lüddecke-Neurath den Befehl, innerhalb der nächsten sechzig Minuten das Oberkommando der Kriegsmarine aus der Gefahrenzone zu nehmen und an einen anderen Ort zu verlegen.

Tatsächlich hält sich die Rote Armee nicht an Hitlers Prophezeiungen und Keitels Erfahrungsgrundsätze. Sie erzwingt den Durchbruch am vierten Tag. Die letzte deutsche Front hört zu bestehen auf.

Dönitz hat aus seiner Sicht also richtig gehandelt. Für den Fall, dass die russischen und amerikanischen Stoßkeile Deutschland in zwei Teile spalten sollten, ist Dönitz von Hitler mit der Verteidigung des Nordraumes beauftragt worden. Nun rollt die kleine Autokolonne des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine aus Berlin hinaus, durch die Nacht, voran die fünf Tonnen schwere, attentatsichere Panzerlimousine des Großadmirals. Über den Himmel huschen die bleichen Finger von Scheinwerfern. Am Horizont wetterleuchtet die Front mit einem unaufhörlichen Geprassel grollender Abschüsse und Einschläge.

In der Dahlemer Dienstwohnung von Dönitz, in den Gängen des zivilen Luftschutzkellers, zwischen abgestelltem Hausrat, verängstigten Frauen aus den Nachbarhäusern und schreienden Kindern wird die letzte provisorische Befehlsstelle der Obersten See- kriegsleitung eingerichtet.

Dann ist auch dieser Ort nicht mehr sicher. Dönitz verlegt das Oberkommando der Kriegsmarine nach Plön. Zwei Tage später flüchtet auch das OKW aus dem Berliner Raum nach Norden. Keitel und Jodl treffen mit einem Schwarm von Adjutanten, Offizieren, Reichsministern und Staatssekretären in Rheinsberg ein, setzen sich dann weiter nach Flensburg ab. Schleswig-Holstein wird damit zum Schauplatz des letzten Aktes.

Am 30. April 1945, um 18 Uhr 35, empfängt Dönitz in Plön einen überraschenden Funkspruch aus der Berliner Reichskanzlei: »Anstelle des bisherigen Reichsmarschalls Göring setzte der Führer Sie, Herr Großadmiral, als seinen Nachfolger ein. Schrift-

liche Vollmacht unterwegs. Ab sofort sollen Sie sämtliche Maßnahmen verfügen, die sich aus der gegenwärtigen Lage ergeben.« Gezeichnet ist dieser Funkspruch mit dem Namen Bormann.

Am nächsten Nachmittag, um 15 Uhr 18, kommt eine weitere Funknachricht in Plön an: »FRR Großadmiral Dönitz. Chefsache! Nur durch Offizier! Führer gestern 15.30 verschieden. Testament vom 29.4. überträgt Ihnen das Amt des Reichspräsidenten, Reichsminister Goebbels das Amt des Reichskanzlers, Reichsleiter Bormann das Amt des Parteiministers, Reichsminister Seyss-Inquart das Amt des Reichsaußenministers. Reichsleiter Bormann versucht, noch heute zu Ihnen zu kommen, um Sie über die Lage aufzuklären. Form und Zeitpunkt der Bekanntgabe an Truppe und Öffentlichkeit bleiben Ihnen überlassen.« Unterschriften: Goebbels, Bormann.

Dönitz, der neue, durch Funkspruch ernannte Reichspräsident, macht sich über seine Situation keine Illusionen. Er lässt über Empfang und Wortlaut der Funksprüche ein kriegsgerichtliches Protokoll aufnehmen. Dann befiehlt er, Bormann und Goebbels zu verhaften, sobald sie in seinem Hauptquartier auftauchen sollten. Er kann jetzt keine Parteifunktionäre mehr gebrauchen. Er muss Frieden machen, und er weiß, dass die Alliierten mit keiner Regierung verhandeln werden, in der prominente Nationalsozialisten sitzen.

Der »Löwe«, wie Dönitz als einstiger Befehlshaber der U-Boot-Waffe in der ganzen Kriegsmarine genannt wird, versteht es, seine neue Position augenblicklich zu festigen.

Zivile und militärische Stellen erkennen ihn als Staatsoberhaupt an. Das Oberkommando der Wehrmacht und sogar Heinrich Himmler und die SS beugen sich unter den Befehl des »Funkpräsidenten«. Die Mitglieder der alten Reichsregierung, so weit sie in Schleswig-Holstein sind, treten zurück, um Dönitz freie Hand zu geben – unter ihnen der Parteiphilosop und Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, sowie Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop.

Dönitz bildet ein neues Kabinett. Es soll so unpolitisch wie möglich sein und wird vorsichtig als »Geschäftsführende Reichsregierung« bezeichnet. Den wichtigsten Posten in diesem Gremium nimmt der ehemalige Reichsfinanzminister ein, Lutz Graf

Schwerin von Krosigk. Er wird »mit der Gesamtleitung beauftragt« und ist damit eine Art Reichskanzler, dem gleichzeitig die Finanzen und die Geschäfte des Außenministers anvertraut sind. Albert Speer, später einer der Nürnberger Angeklagten, wird mit dem Ressort des Reichswirtschafts- und Produktionsministers bedacht. Diese und alle anderen Posten in der neuen Reichsregierung existieren freilich nur auf dem Papier. Die Schattenministerien des Präsidenten Dönitz haben keinerlei praktische Bedeutung. Auf dem kleinen Gebiet, der noch nicht von alliierten Truppen besetzt ist, in der winzigen Enklave am Rande des deutschen Untergangs, erinnern die großartigen Dienstbezeichnungen der frisch besetzten Ämter an ein fatales Possenspiel: Reichsminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Reichsverkehrsminister, Reichspostminister, Reichskultusminister, Reichsarbeits- und Sozialminister ...

Karl Dönitz steht vor schweren Entscheidungen. In seinen Händen befindet sich damals die Fotokopie einer Landkarte. Sie stammt aus dem britischen Geheimbefehl *Eclipse*, der von der deutschen Abwehr eingesehen wurde, und zeigt eine genaue Eintragung der Demarkationslinie zwischen Ost und West, wie sie von Roosevelt, Churchill und Stalin in der Konferenz von Jalta vereinbart wurde. Sie ist das Grundschema für die spätere Zonen-einteilung Deutschlands.

Das Geheimdokument *Eclipse* gibt Dönitz und dem Oberkommando der Wehrmacht Auskunft darüber, welche Gebiete endgültig von sowjetischen und welche von amerikanischen, britischen und französischen Truppen besetzt werden. Mit diesem Wissen sollen nun die Kapitulationsmanöver geführt werden.

Bei den internen Besprechungen, die im neuen Hauptquartier von Staats- und Wehrmachtführung in Flensburg abgehalten werden, treten einige Tatsachen klar hervor:

1. Im Westen begrüßt die Bevölkerung die angloamerikanischen Truppen als Befreier aus der Not des Krieges und der Bombennächte.
2. Im Osten dagegen flieht die Bevölkerung aus Furcht vor den Russen. Auch die dort stehenden Wehrmachtteile wollen nicht in die Hände der Sowjets fallen.

3. Die deutschen Truppen im Westen werden einem von oben gegebenen Kapitulationsbefehl Folge leisten. Die Truppen im Osten aber werden diesem Befehl nicht gehorchen und versuchen, sich kämpfend auf die westliche Seite der rettenden De-markationslinie zurückzuziehen.
4. Die Bevölkerung im Westen wird die Kapitulation billigen. Die Bevölkerung im Osten wird sie jedoch als Verrat betrachten, als Preisgabe der Millionen Menschen, die sich noch auf der Flucht befinden.

Der Kurs der Regierung Dönitz scheint damit festzustehen. Es soll versucht werden, im Osten weiterzukämpfen, um den Rückzug möglichst vieler Menschen und Truppen hinter die *Eclipse*-Linie zu bewerkstelligen und sie den Sowjets zu entziehen. Zugleich sind im Westen Kapitulationsverhandlungen zu führen, damit an dieser Front weitere Opfer so schnell wie möglich vermieden werden. Man glaubt in Flensburg, General Eisenhower für diese Lösung gewinnen zu können, obwohl bekannt ist, dass die Alliierten nur eine gleichzeitige Kapitulation aller deutschen Truppen an allen Fronten annehmen wollen. So entscheidet sich Dönitz nach seinen eigenen Worten »gegen den asiatischen Osten« und »für den christlichen Westen«.

Die Ereignisse überstürzen sich. Am Nachmittag des 2. Mai 1945 telefoniert Korvettenkapitän Lüdde-Neurath, der Adjutant des Großadmirals, von Flensburg aus zufällig mit einer Firma in Lübeck. Sein Gesprächspartner dort fordert ihn auf, lauter zu sprechen.

»Ich kann überhaupt nichts verstehen«, brüllt er, »es ist hier ein solcher Lärm auf der Straße, da fährt nämlich ein Panzer nach dem anderen vorbei ...«

»Was für Panzer?«, fragt Lüdde-Neurath zurück.

»Lauter englische – wollen Sie mal hören?«

Und dann hält der Mann in Lübeck den Telefonhörer zum offenen Fenster hinaus. Auf diese Weise erfährt die oberste deutsche Wehrmachtsführung vom Durchbruch der Briten.

## 5 Bedingungslose Kapitulation

Es ist Zeit, mit der Kapitulation Ernst zu machen. Dönitz entsendet Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg, General Eberhard Kinzel, Konteradmiral Gerhard Wagner und drei weitere Offiziere ins Hauptquartier Feldmarschalls Montgomery bei Lüneburg.

Montgomery nimmt das Kapitulationsangebot fast wortlos entgegen. Das Abkommen, das von Friedeburg wenig später unterzeichnet, lässt ab 5. Mai, 8.00 Uhr, die Waffen im gesamten Nordraum schweigen.

Friedeburg fliegt weiter nach Frankreich und nimmt in Reims Verhandlungen mit dem Stab Eisenhowers auf.

Bald trifft auch Generaloberst Jodl dort ein. Ein kleines Mädchen, das noch am späten Abend durch die dunklen Straßen von Reims läuft, sieht zufällig die Ankunft Jodls und seiner Begleiter am Gebäude der Gewerbeschule, wo sich das Alliierte Hauptquartier befindet. Schreiend läuft das Kind davon: »Les Allemands! Les Allemands! – Die Deutschen sind da! Die Deutschen sind da!«

Die Nachricht verbreitet sich blitzschnell – viel schneller als die offiziellen Verlautbarungen. Die Deutschen sind da – doch diesmal können sie nur da sein, um ihre Niederlage und den Frieden in Europa zu unterschreiben. Aus dem Mund eines Kindes erfährt die Welt zuerst, dass sechs Jahre Not, Verwüstungen und Tod zu Ende sind ...

Zur gleichen Stunde verhandelt Jodl mit Eisenhowers Stabschef Bedell Smith um die Frage der Ostkapitulation. »Uns war klar«, schreibt Eisenhower in seinen Erinnerungen, »dass die Deutschen Zeit gewinnen wollten, um möglichst viele Soldaten, die noch im Felde standen, hinter unsere Linien bringen zu können. Ich trug General Smith auf, er solle Jodl sagen, ich würde den Durchgang weiterer deutscher Flüchtlinge unter Gewaltanwendung verhindern, wenn sie nicht augenblicklich mit ihrer Vorspiegelungs- und Verzögerungstaktik aufhörten. Ich hatte es satt, mich dauernd hinhalten zu lassen.«

Jodl sendet an Dönitz folgenden Funkspruch: »General Eisen-

hower besteht darauf, dass wir heute noch unterschreiben. Andernfalls werden die alliierten Fronten auch gegenüber denjenigen Personen geschlossen werden, die sich einzeln zu ergeben versuchen, und alle Verhandlungen werden abgebrochen. Ich sehe keinen anderen Ausweg als Chaos oder Unterzeichnung.«

In einem kahlen Schulzimmer von Reims wird die bedingungslose Kapitulation am 7. Mai 1945 nachts unterzeichnet. Der amerikanische Kriegskorrespondent Drew Middleton ist einer der wenigen, die dem historischen Augenblick beiwohnen dürfen. Er berichtet: »In dem Zimmer steht ein langer Holztisch ohne Decke. An jedem Platz liegt ein gespitzter Stift neben einem Aschenbecher, obwohl niemand raucht. Anwesend sind Generalleutnant Walter Bedell Smith für General Eisenhower, Generalmajor François Sevez für General Alphonse-Pierre Juin und Generalmajor Iwan Susloparow für das Sowjetkommando. Jodl trägt das Ritterkreuz. Sein Gesicht ist ausdruckslos und arrogant, seine Augen wirken gläsern. Vor der Unterzeichnung stellt er sich in straffe Haltung und sagt auf Deutsch: ›Ich möchte einige Worte sagen, Herr General! Mit dieser Unterschrift sind das deutsche Volk und die deutsche Wehrmacht auf Gedeih und Verderb in die Hände der Sieger gegeben. In dieser Stunde kann ich nur die Hoffnung ausdrücken, dass der Sieger sie großzügig behandeln wird.‹ General Smith sieht ihn mit müdem Gesicht an. Er gibt keine Antwort. Dann folgt die Unterzeichnung. Es ist 2 Uhr 41 Minuten.«

Anschließend wird Jodl in Eisenhowers Dienstzimmer geführt. Der amerikanische Oberbefehlshaber fragt ihn durch einen Dolmetscher: »Sind Ihnen alle Punkte des Dokuments klar?«

»Ja«, antwortet Jodl.

»Sie werden dienstlich und persönlich zur Verantwortung gezogen«, sagt Eisenhower, »wenn gegen die Punkte dieser Kapitulationsurkunde verstößen werden sollte, auch gegen die, welche sich auf die offizielle Übergabe an Russland beziehen. Das ist alles.«

Jodl salutiert, macht eine Kehrtwendung und geht.

Der Krieg ist aus.

Was einen Tag später im sowjetischen Hauptquartier in Karlshorst folgt, ist eigentlich nur noch eine Bekräftigung. Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel ist von Flensburg nach Berlin geflogen, um

dort das zweite Kapitulationsdokument zu unterschreiben. In seiner Begleitung sind Generaloberst Paul Stumpff für die Luftwaffe und Generaladmiral von Friedeburg für die Kriegsmarine. Zehn Minuten nach Mitternacht, am 9. Mai 1945, werden die Deutschen in das Verhandlungszimmer geführt.

An einem breiten Tisch sitzen Marschall Schukow und der sowjetische Außenminister Andrej Wyschinski; daneben der britische Luftmarschall Sir Arthur Tedder, General Carl Spaatz als Vertreter Eisenhowers und der französische General Jean de Lattre de Tassigny.

Für die deutschen Teilnehmer ist ein separater Tisch am Eingang des Raumes bereitgestellt.

»Keitel kommt stolz und selbstbewusst herein«, schreibt der amerikanische Kriegskorrespondent Joseph W. Grigg. »Er trägt die Uniform eines Feldmarschalls und bewahrt bis zum Ende seine preußische Arroganz. Er schmettert seinen Marschallstab auf den Tisch, nimmt Platz und schaut unbeteiligt geradeaus, während die anwesenden Fotografen ihre Arbeit verrichten. Ein- oder zweimal fingert er an seinem Kragen herum und befeuchtet sich nervös die Lippen.«

Luftmarschall Tedder erhebt sich und richtet das Wort an Keitel: »Ich frage Sie: Haben Sie dieses Dokument der bedingungslosen Kapitulation gelesen und sind Sie bereit, es zu unterschreiben?«

Keitel hört sich die Übersetzung an, nimmt die Kapitulationsurkunde vom Tisch auf und antwortet: »Ja, ich bin bereit.«

Marschall Schukow lässt Keitel nun auffordern, an den großen Tisch zu kommen und die Unterschrift vorzunehmen.

Grigg schildert die Szene: »Keitel nimmt umständlich seine Mütze, seinen Marschallstab, seine Handschuhe, setzt langsam und vorsichtig sein Monokel ins linke Auge, geht zu dem Tisch, setzt sich und schreibt mit langwierigen, kritzelnden Bewegungen den Namen Keitel.«

Dann unterschreiben die anderen. Inzwischen versucht Keitel noch einmal, Zeit für die zurückströmenden Flüchtlinge zu gewinnen. Er winkt den russischen Dolmetscher zu sich und erklärt ihm, dass wegen der schlechten Nachrichtenverbindungen der Befehl zur Feuereinstellung mindestens vierundzwanzig Stunden braucht, bevor er in den Händen der Fronttruppen ist.

Der Dolmetscher weiß nicht, was er tun soll. Er wendet sich ratlos an einen Offizier aus dem Stab Schukows und flüstert ihm Keitels Worte zu.

Eine Antwort erfolgt nicht. Schukow steht vielmehr unwillig von seinem Platz auf und sagt kühl: »Ich ersuche nun die deutsche Delegation, den Raum zu verlassen.«

Die Herren erheben sich. Keitel klappt den Aktendeckel mit der schicksalsschweren Urkunde zu, klemmt ihn unter den Arm, deutet mit leisem Hackenschlagen einen Gruß an und geht zur Tür hinaus. Ein paar Tage später, am 13. Mai, wird er in Flensburg verhaftet.

## **6 Das Ende der Herrlichkeit – mit Dönitz gehen in die Gefangenschaft: OKW-Chef Wilhelm Keitel, der Chef des Wehrmachtführungsstabes Alfred Jodl und der Reichsminister für Bewaffnung und Munition Albert Speer**

In Flensburg sitzt noch immer die Regierung Dönitz. Trotz der bedingungslosen Kapitulation darf sie weiter amtieren. Eine Alliierte Kontrollkommission erscheint, um beim Oberkommando der Wehrmacht alle Kapitulationsmaßnahmen zu überwachen. Im Übrigen bleibt der Raum Flensburg unangetastet. Die kleine Enklave ist damit der einzige Flecken Erde, wo auch nach der Kapitulation noch deutsche Soldaten und Offiziere in voller Uniform und bewaffnet einem betriebsamen Dienst nachgehen.

Doch nicht mehr lange. Die Verhaftung Keitels zeigt Dönitz, dass das Ende der Flensburger Regierung nur noch eine Frage von Tagen sein kann. Er löst den Werwolf auf und schließlich auch die NSDAP, um seinen guten Willen zu demonstrieren – doch das sind Maßnahmen, die durch die Zeit schon überholt sind.

Weshalb wurde Keitel verhaftet? Generalmajor Lowell W. Rooks, der amerikanische Leiter der Alliierten Kontrollkommission beim OKW, gab keine Begründung an. Er führte nur einen Befehl aus. Keitel selbst wusste es besser. Wie Lüddecke-Neurath berichtet, nannte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht selbst die Gründe, als er sich bei Dönitz abmeldete. Danach stand seine Verhaftung wahrscheinlich »im Zusammenhang mit der im April 1944 befohlenen Erschießung von fünfzig britischen Fliegeroffizieren«. Im Nürnberger Prozess wird diese Untat noch eine Rolle spielen.

Dönitz ernennt anstelle von Keitel Generaloberst Alfred Jodl zum Chef des OKW. Es ist seine letzte Amtshandlung.

Am 17. Mai treffen auch sowjetische Delegierte bei der Alliierten Kontrollkommission in Flensburg ein. Bald darauf wird die »Reichsregierung« aufgefordert, sich am 23. Mai, vormittags 9.45 Uhr, an Bord des Passagierdampfers *Patria* einzufinden. »Koffer packen«, sagt Dönitz nur, als ihm dieser Befehl überbracht wird. Er weiß, dass nun das Ende kommt.

In der Schiffsbar der *Patria* geht zur festgesetzten Stunde der letzte Akt des Großdeutschen Reiches über die Bühne. Der amerikanische Kontrollchef Rooks, der britische Brigadier Foord, der sowjetische Generalmajor Truskow und der New Yorker Dolmetscher Herbert Cohn sitzen feierlich am Tisch.

»Es ist ziemlich klar, was sie vorhaben«, flüstert Dönitz Jodl zu. Die Herren nehmen Platz.

»Gentlemen«, sagt Lowell Rooks steif, »ich habe Anweisung von General Eisenhower erhalten, Sie heute Morgen zu mir zu rufen, um Ihnen mitzuteilen, dass die Geschäftsführende Deutsche Reichsregierung und das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht mit seinen verschiedenen Angehörigen als Kriegsgefangene festgenommen werden sollen. Hierdurch wird die Geschäftsführende Deutsche Reichsregierung aufgelöst. Diese Maßnahme geht nun vor sich. Jeder von Ihnen hat sich von diesem Augenblick an als Kriegsgefangener zu betrachten. Wenn Sie diesen Raum verlassen, wird sich Ihnen ein alliierter Offizier anschließen und Sie zu Ihren Quartieren begleiten, wo Sie packen, eine Mahlzeit einnehmen und Ihre Angelegenheiten regeln werden.«

»Während dieser Zeremonie«, schreibt der anwesende Kriegskorrespondent Drew Middleton, »sitzt Jodl kerzengerade auf seinem Stuhl, aber seine Nase wird rot und sein Gesicht bedeckt sich mit rötlichen Flecken. Er reibt unaufhörlich seine Hände und knackt mit den Fingern.«

»Haben Sie noch etwas zu sagen?«, fragt Rooks.

»Jedes Wort wäre überflüssig«, entgegnet Dönitz. Er macht einen geschlagenen Eindruck, wie Middleton bemerkt, bemüht sich aber um Haltung.

»Haben Sie etwas zu sagen?«, wendet sich Rooks an Jodl.

»Jedes Wort ist überflüssig«, wiederholt der Angesprochene scharrend. Sein Atem geht schnell und hörbar.

Generaladmiral von Friedeburg sitzt apathisch auf seinem Stuhl und sagt kein Wort. Es ist die vierte Kapitulation innerhalb von drei Wochen, der er beiwohnt.

»Wollen Sie mir bitte Ihre Papiere aushändigen«, sagt Rooks. Jodl greift in die Tasche und wirft wütend seine persönlichen Dokumente auf den Tisch.

»Well, Gentlemen«, sagt Rooks und steht auf, »dann sage ich Ihnen nun Goodbye.«

Jodl sieht mechanisch auf die Uhr. Es ist genau zehn.

In Flensburg-Mürwik, dem Sitz der Reichsregierung und des OKW, ist indessen der Teufel los. Panzer rasseln, schwer bewaffnete Infanterie und britische Militärpolizei dringen in die bisher unberührte Enklave ein. Brigadier Jack Churcher von der 159. Brigade, britischer Stadtkommandant von Flensburg, schreit mit an-gelaufenem Kopf auf der Straße herum: »Wir suchen die Kerle mit den roten Streifen an der Hose!« Truppen der 11. englischen Panzerdivision rücken mit gefälltem Bajonett zwischen den Häusern vor. Sie dürfen noch einmal Krieg spielen. Es gilt, die verdammte deutsche Regierung und das verhasste Oberkommando gefangen zu nehmen.

Für die Deutschen kommt der Angriff völlig überraschend. Die Kabinettsmitglieder, die nicht auf der *Patria* waren, halten gerade eine Konferenz ab. Der geschäftsführende Kanzler, Graf Schwerin von Krosigk, spricht über die Lage, ohne eine Ahnung von der wirklichen Lage zu haben.

Die Aufklärung erfolgt allerdings blitzschnell. Die Tür wird aufgerissen. Britische Soldaten mit Handgranaten und schussbereiten Maschinenpistolen stürzen in das Sitzungszimmer. »Hände hoch!«

Die Mitglieder der Reichsregierung springen von ihren Stühlen auf. Niemand weiß, was geschehen ist. Da erfolgt schon der zweite Befehl: »Hosen runter!«

Die Briten meinen es ernst. Sie verschaffen dem Befehl Nachdruck. Die Deutschen werden entwaffnet, und dann beginnt die groteske Szene: Die entblößte Reichsregierung wird nach Giftampullen untersucht. »Nichts blieb undurchforscht«, drückt sich Lüdde-Neurath in vornehmer Zurückhaltung aus.

Männer in Unterhosen werden auf die Straße getrieben. Sekretärinnen stehen mit erhobenen Händen vor den Mündungen britischer Maschinenpistolen. Soldaten durchforschen Wäscheschubladen, Koffer, Handtaschen, Schränke, kehren Matratzen um, leeren Aktenmappen aus, tasten Körper nach versteckten Waffen ab, treiben Säumige mit Pistolenschüssen an. Das ist das Ende der letzten deutschen Reichsregierung.

Eine Kompanie der britischen 159. Brigade von der 11. Division

der 1. Armee rast mit schnellen Panzerfahrzeugen in das nahe gelegene Glücksburg. Dort hat der Wirtschafts- und Produktionsminister des Kabinetts Dönitz, Albert Speer, seine Amtsräume. Auch er steht auf der Liste der Kriegsverbrecher.

Speer ist ein nüchterner Kopf. Vielleicht ist er in diesen Tagen der Einzige, der die Lage kühl und nüchtern beurteilt. Als das Verhaftungskommando erscheint, begibt er sich ruhig in Gefangenschaft und bringt es dabei sogar noch zu einem müden Lächeln. »Ja«, sagt er zu dem britischen Offizier, »nun ist also das Ende da. Es ist gut so. Es war sowieso alles nur noch eine Art Oper.«

»Eine komische Oper?«, fragt der Engländer. Er hat Sinn für hintergründige Gespräche.

Speer nickt resigniert.

Zur gleichen Stunde geht der kriegsgefangene Reichspräsident Karl Dönitz noch ein paar Schritte vor seiner Dienstwohnung in Flensburg-Mürwik auf und ab. Er hat seine Koffer gepackt und wartet auf den Abtransport ins Lager.

An seiner Seite ist Generaladmiral von Friedeburg. Beide Männer haben die Hände auf den Rücken gelegt und gehen schweigend auf dem kleinen Gartenweg hin und her. Dann erscheinen die Autos. Die Gefangenen werden abgeholt und sollen mit ihrem Gepäck zum Flensburger Polizeipräsidium gebracht werden. Dort wird der Transport zusammengestellt.

Bevor Friedeburg mit den Koffern seine ehemaligen Diensträume verlässt, fragt er seine Bewacher, ob er rasch noch den Waschraum besuchen darf. Es wird ihm gestattet. Hans-Georg von Friedeburg verschwindet hinter der Tür und schließt ab. Draußen warten die britischen Soldaten und rauchen schnell noch eine Zigarette.

Minuten vergehen. In dem kleinen Raum röhrt sich nichts. Die Soldaten werden unruhig. Sie klopfen. Keine Antwort. Sie schlagen mit den Fäusten gegen die Tür. Stille.

Ein stämmiger Korporal versetzt der Türfüllung einen Tritt. Holz splittert. Gleich darauf stehen die Engländer in der schmalen Kabine. Hier liegt der letzte Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine auf dem Rücken. Sein Körper zittert unter der Einwirkung des Zyankalis, seine Augen sind weit aufgerissen, aber er ist nicht mehr bei Bewusstsein.

Die Soldaten heben den Sterbenden vom Boden auf, tragen ihn ins nächste Zimmer, legen ihn auf das Bett. Einer von ihnen läuft davon und brüllt immerzu nach einem Arzt – als ob es gegen die Todesampullen aus dem einstigen Reichssicherheitshauptamt ein Mittel gäbe! Generaladmiral von Friedeburg ist tot, noch ehe der Hilferuf verhallt.

Dönitz, Jodl und Speer warten indessen im Hof des Polizeipräsidiums auf ihren Abtransport. Ein englisches Maschinengewehr ist drohend auf sie gerichtet. Eine Handvoll uniformierter Kriegskorrespondenten hat sich eingefunden. Sie versuchen, ein Interview zustande zu bringen, aber es gelingt ihnen nicht. Jodl antwortet auf die erste Frage, die an ihn gerichtet wird, abweisend und eisig: »Ich bin Kriegsgefangener und muss nur meinen Namen und meinen Rang sagen – sonst nichts.«

Der Reporter grinst: »Gut, dann sagen Sie das!«

Jodl, wie aus der Pistole geschossen: »Generaloberst Jodl, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht.«

Dann kommen die Militärlastwagen und bringen die Gefangenen unter Panzerschutz zum Flugplatz. Für Jodl, Dönitz und Speer beginnt damit der Weg, der sie schließlich auf die Anklagebank von Nürnberg und von dort zum Galgen oder ins Spandauer Gefängnis führt.

Mit dem Ende der letzten deutschen Befehls- und Regierungsstellen liegt das Schicksal Deutschlands nun allein in den Händen der Alliierten. »Viele Jahre, vielleicht eine Generation, werden vergehen, bevor die siebzig Millionen Menschen im eroberten Deutschland wieder in der Lage sein werden, in der Weltpolitik mitzureden, oder versuchen können, sich selbst zu regieren«, schreibt die amerikanische Soldatenzeitung *Stars and Stripes* in jenen Tagen über die Pläne der Militärregierung.

Nachzutragen wäre noch, dass Churchills sogenannte »Geisterarmee« über 30 Jahre später für erhebliche publizistische Unruhe sorgen sollte. Diese Armee bestand aus drei Millionen deutschen Kriegsgefangenen, die den Status des entwaffneten Militärpersonals besaßen. Die Soldaten durften ihre Kriegsauszeichnungen behalten und waren teilweise sogar noch bewaffnet. Sie hörten antisowjetische Vorträge und wären in ihrer Mehrzahl vielleicht deshalb durchaus geneigt gewesen, noch einmal – diesmal für den

Westen – gegen die Russen zu marschieren. Auf der Konferenz von Potsdam musste sich Churchill deshalb herbe Kritik von den Sowjets gefallen lassen. Aber erst sein Nachfolger Attlee erfüllte Churchills Versprechen und löste bis zum Januar 1946 die letzten Kommandostellen der einstigen Wehrmacht auf.

## **7 Vizekanzler Franz von Papen fühlt sich zu alt – Generalgouverneur Hans Frank will Selbstmord begehen**

Immer noch ist die »größte Menschenjagd der Geschichte« im Gang. Die Zahl der gesuchten Deutschen – ursprünglich eine Million – ist von der Kriegsverbrechenkommission der Vereinten Nationen auf annähernd sechs Millionen erhöht worden. Wo ist Heinrich Himmler? Wo sind Ribbentrop, Rosenberg, Ley, Bormann, Frank, Streicher?

Sie sind untergetaucht, vom Erdboden verschwunden, vom Chaos der Flüchtlingsströme und Bombentrümmer verschluckt. Ihre Bilder und Steckbriefe hängen in jeder Kaserne, aber ihre Spuren bleiben unauffindbar. Amerikanische und britische Dienststellen wissen, dass *Radio Moskau* fast jeden Tag die Langsamkeit der westlichen Fahndungsaktion kritisiert. Die Erfolglosigkeit der Suche droht ein politischer Skandal zu werden. Moskau verlangt schließlich offiziell, dass die Jagd nach den noch vermissten Nazi-Größen verstärkt wird.

Doch zaubern können auch die Kriminalisten Eisenhowers und Montgomerys nicht. Sie sind froh um jeden bekannten Namen. Eine ganze Menge haben sie ja schon. Viele von ihnen werden später in Nürnberg sitzen.

Da ist zum Beispiel Franz von Papen, für den sich überall die Bezeichnung »Steigbügelhalter Hitlers« eingebürgert hat. Der ehemalige Reichskanzler, Vizekanzler und deutsche Botschafter in Wien und Ankara wird in Westfalen verhaftet.

Die Episode ereignet sich in den stürmischen Tagen, in denen die amerikanische 9. Armee ins Ruhrgebiet vorstößt. Franz von Papen und seine Familie, bis zuletzt unter Gestapoaufsicht, weil Hitler dem alten Herrenklub-Diplomaten misstraute, sind in den Tagen des Zusammenbruchs der westlichen Fronten zu Baron Max von Stockhausen geflüchtet, dem Schwiegersohn Papens.

In einer abgelegenen Waldhütte halten die Männer mit Schrotflinten Wache, darunter auch Papens Sohn, Friedrich Franz von Papen. Die Gegend wimmelt von desertierten Soldaten und befreiten Fremdarbeitern. Die Frauen und Kinder in dem Blockhaus

sollen geschützt werden. Bis zur Ankunft der Amerikaner kann ohnehin nur noch kurze Zeit vergehen. Franz von Papen ist sicher, dass dieser Augenblick für ihn die Stunde der Befreiung sein wird.

Aber es kommt anders. Soldaten der 9. Armee entdecken nach der Besetzung des Ortes Stockhausen auch die einsame Jagdhütte. Ein Feldwebel betritt das Haus mit vorgehaltener Pistole. Die Männer werden zu Gefangenen erklärt.

»Und wer sind Sie?«, fragt der Amerikaner den älteren Herrn, der in einer Ecke der Stube auf einer Holzbank sitzt.

»Franz von Papen«, antwortet der und langt nach seinen Ausweispapieren.

»Sie sind auch gefangen«, sagt der Feldwebel kurz.

»Aber ich bekleide keinen militärischen Posten und bin schon über fünfundsechzig Jahre alt ...«

»Macht nichts«, entscheidet der Mann mit der Pistole. »Sie sind verhaftet.«

Papen fügt sich in sein Schicksal. Er bittet den Soldaten, Platz zu nehmen und erhält die Erlaubnis, noch einen Teller Suppe zu essen und seine Habseligkeiten in einen Rucksack zu packen. Dann wird der einstige Reichskanzler zusammen mit den anderen Gefangenen in einen Jeep gepackt und zum Divisionsstab nach Rüthen gebracht.

Die Offiziere dort behandeln ihn mit ausgesuchter Höflichkeit, machen ihm aber keine Hoffnungen. Außerdem muss geklärt werden, ob sein Name auf den Fahndungslisten der Alliierten steht. Im Hauptquartier Eisenhowers will man den wichtigen Gefangenen ebenfalls sehen. Das alles dauert seine Zeit. Papen bleibt in Haft – und er wird es bleiben, bis lange nach dem Prozess von Nürnberg.

Auch die amerikanische 7. Armee kann einen Erfolg in das oberste Hauptquartier melden. Am 6. Mai 1945 setzt ihre 36. Infanteriedivision über zweitausend Gefangene fest, eine graue, unterschiedslose Masse. Die Männer werden durchsucht, registriert, in ein Barackenlager eingewiesen. Es ist Routinesache.

In derselben Nacht schrillt das Telefon bei Captain Philip Broadhead, dem Chef der Berchtesgadener Militärregierung. Der wachhabende Offizier des Gefangenendlagers ist am Ende der Leitung. »Einer von diesen Burschen wollte Selbstmord begehen«, meldet der Leutnant.

»Na und?«, fragt Captain Broadhead mürrisch. Er liebt es nicht, wegen Kleinigkeiten geweckt zu werden.

»Scheint ein dickes Tier zu sein«, meint der Lageroffizier unbbeeindruckt. »Schlechtes Gewissen und so.«

»Wie heißt er?«

»Moment mal. Ja, Frank, Hans Frank.«

Broadhead springt aus dem Bett. Ein paar Minuten später steht er in dem provisorischen Sanitätsraum des Lagers neben dem bewusstlosen ehemaligen Generalgouverneur von Polen. Franks linker Arm ist bis zu den Fingerspitzen bandagiert. Sein rundliches Gesicht ist kreideweiß und tief eingefallen. Der Atem geht ruhig, kaum hörbar.

»Rasierklinge, Captain«, sagt der Arzt sachlich. »Aber wir werden ihn durchkriegen.«

Ja, sie kriegen ihn durch. Franks linke Hand bleibt gelähmt, sein Arm fast bewegungsunfähig. Er hat sich beim Öffnen der Pulsadern auch die Sehnen verletzt.

Die Nachricht von Franks Identifizierung wird auf der ganzen Welt gefeiert. Mit dem Namen des Mannes, unter dessen Herrschaft im einstigen Generalgouvernement die furchtbarsten Verbrechen begangen wurden, verbinden sich Schrecken, Gewalt und systematischer Massenmord: »der Henker von Polen«, der »Judenschlächter von Krakau«. Und doch wird Frank in Nürnberg einer der wenigen sein, die ihre Schuld auf sich nehmen und sie nicht auf Über- oder Untergeordnete abzuschieben versuchen.

Frank zeigt den Amerikanern freiwillig, wo er die aus Polen mitgenommenen Kunstgegenstände untergestellt hat. Sie haben nach ersten Schätzungen einen Wert »von einigen Millionen Dollar«. Frank übergibt den Amerikanern aus eigenen Stücken sein Tagebuch. Es umfasst achtunddreißig Bände und stellt die ungeheuerlichste Anklage dar, die jemals ein Mensch gegen sich selbst verfasst hat. Erschüttert lesen die sprachkundigen Bearbeiter darin Sätze wie diese: »Wenn ich zum Führer gekommen wäre und ihm gesagt hätte: ›Mein Führer, ich melde, dass ich wieder 150 000 Polen vernichtet habe‹, dann hätte er gesagt: ›Schön, wenn es notwendig war.‹«

Oder: »Wenn wir den Krieg gewonnen haben, dann kann mei-

netwegen aus den Polen und den Ukrainern und dem, was sich herumtreibt, Hackfleisch gemacht werden.«

Oder: »Hier haben wir mit dreieinhalb Millionen Juden begonnen, die anderen sind – sagen wir einmal – ausgewandert.« Und: »Wir wollen uns daran erinnern, dass wir alle miteinander in der Kriegsverbrecherliste des Herrn Roosevelt figurieren. Ich habe die Ehre, Nummer eins zu sein ...«

Es ist klar: Frank wusste Bescheid. Er wusste, weshalb er sich in der Nacht nach seiner Gefangennahme die Pulsadern öffnete. Nun aber wird er wieder gesund gepflegt – für Nürnberg.

Wie viele Nazigrößen hatte sich Frank unter dem Vorwand, den Widerstand neu organisieren zu wollen, in die sogenannte Alpenfestung der bayerischen und steirischen Berge zurückgezogen, um seine Haut zu retten. Auch Hitler hatte in seinem Bunker in Berlin kurz vor seinem und Eva Brauns Selbstmord mit diesem Gedanken gespielt – auf den eigennützigen Rat Bormanns. Die Alpenfestung, von den Alliierten ebenso wie der Werwolf als Bollwerk des letzten Widerstands weit überschätzt, war zwar schon Mitte 1944 geplant, aber nie verwirklicht worden. Immerhin ermöglichte sie Kriegsverbrechern wie Eichmann und Gestapo-Müller unterzutauchen und einigen von ihnen sogar die Flucht auf der sogenannten Rattenlinie über Südtirol nach Südamerika.

## **8 In alliierter Hand: Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht, Reichsprotektor Constantin von Neurath, Reichswirtschaftsminister Walther Funk, Reichssicherheitshauptamtsleiter Ernst Kaltenbrunner, Reichskommissar Arthur Seyss-Inquart, Rüstungs-industrieller Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, Arbeitsdiktator Fritz Sauckel**

Viel freundlicher geht die Gefangennahme eines anderen Nürnberger Angeklagten vonstatten. Sie sieht nämlich zunächst wie eine Befreiung aus: Hjalmar Schacht, der ehemalige Präsident der Deutschen Reichsbank, ist zum Zeitpunkt seiner Ergreifung durch amerikanische Truppen ein Häftling Hitlers.

Er hat einen langen Weg durch Gefängnisse und Konzentrationslager hinter sich. 1944 war er im Zusammenhang mit dem 20. Juli von der Gestapo verhaftet worden. Ravensbrück, Moabit und zuletzt das Vernichtungslager Flossenbürg sind seine Stationen.

»Aus diesem Lager kommt keiner lebend wieder heraus«, flüstert Schacht seinen Mitgefangenen zu, als sie hier ankommen. Im Lagerhof ist durch die offene Tür eines Schuppens das Gerüst des Galgens zu sehen. Jede Nacht hört Schacht Schreie und Schüsse, die ihm die Vorgänge klarmachen. An manchem Morgen kann er bei seinem Sträflingsspaziergang bis zu dreißig Tote zählen, die auf Bahren von der Hinrichtungsstätte fortgetragen werden.

Viel später erst erfährt Schacht, dass der Kommandant von Flossenbürg ausdrücklichen Befehl hatte, ihn zu erschießen, sobald sich die Alliierten dem Lager nähern sollten. Doch dazu kommt es nicht. Angesichts der bevorstehenden Niederlage versucht die SS plötzlich, Milde walten zu lassen, um sich dadurch vielleicht selber zu retten.

So wird Schacht zusammen mit anderen Häftlingen beim Näherrücken der Amerikaner zunächst nach Dachau und dann weiter nach Österreich gebracht. Bei einem Aufenthalt des Transports am Pragser Wildsee befreit ihn die 9. Armee, und mit ihm eine Reihe anderer Internierter und »Edelgefangener« Hitlers: den französischen Sozialistenführer Léon Blum, den letzten österreichischen Bundeskanzler Kurt Schuschnigg, Pastor Martin Nie-

möller, den Ruhrindustriellen Fritz Thyssen, den gestürzten ungarischen Reichsverweser Nikolaus von Horthy, Molotows Neffen Alexej Kokosin, die Generale Franz Halder und Alexander von Falkenhausen, die Prinzen Philipp von Hessen und Friedrich-Leopold von Preußen, den 62. Vetter des britischen Premiers, Captain Peter Churchill, die Franzosen Edouard Daladier, Paul Reynaud, Maurice Gamelin und viele mehr.

»Warum sind Sie von Hitler gefangen gesetzt worden?«, wird Schacht von den Amerikanern gefragt.

»Keine Ahnung«, gibt der Bankier zur Antwort.

Er hat auch keine Ahnung, warum er nun nicht auf freien Fuß gesetzt wird, sondern weiter in Haft bleibt. Man behandelt ihn gut, er bekommt ausgezeichnetes Essen, darf sogar unbeaufsichtigt am Pragser Wildsee spazierengehen. Doch dann wird er wieder einmal verladen und über verschiedene Etappen nach Anacapri und schließlich in das überfüllte Kriegsgefangenenlager Aversa bei Neapel gebracht. Hjalmar Schacht, das Finanzgenie mit dem großväterlichen Stehkragen, hat wieder einmal nur das Lager gewechselt. Am Ende seines Weges steht vorläufig das Nürnberger Gefängnis.

In Deutschland zieht indessen die Verhaftungswelle Tausende in ihren Sog. Kaum vergeht ein Tag, an dem nicht auch ein späterer Nürnberger dabei ins Netz gerät. Am 6. Mai verhaften die Franzosen in ihrem Besatzungsgebiet den einstigen Reichsprotector von Böhmen und Mähren, Constantin von Neurath. Am 11. Mai wird in Berlin Schachts Nachfolger, Reichswirtschaftsminister Walther Funk, festgenommen. Am 15. Mai greifen amerikanische Truppen in der Wildenseehütte über Altaussee in Österreich Ernst Kaltenbrunner auf, den Leiter des gefürchteten Reichssicherheitshauptamtes. Sein Chef hingegen, SS-Führer Heinrich Himmler, bleibt trotz fiebiger Suche weiter verschwunden.

Dafür greift die kanadische Armee ein deutsches Schnellboot auf. An Bord befindet sich Arthur Seyss-Inquart, zu diesem Zeitpunkt noch »Reichskommissar für die besetzten Niederlande«.

»Das Trojanische Pferd der Nazis verhaftet!«, schreibt eine große amerikanische Zeitung wenige Tage später über diesen Fang der Kanadier. Umständlich erinnert das Blatt seine Leser daran, dass Seyss-Inquart es war, der 1938 wesentlich zum Einmarsch Hitlers in Österreich beitrug.

Das Schnellboot des Reichskommissars befand sich nicht auf der Flucht. Am 3. Mai hatte der amtierende deutsche Regierungschef, Karl Dönitz, die zivilen und militärischen Befehlshaber aller noch besetzten Gebiete nach Flensburg gebeten, und zwar aus Böhmen, Holland, Dänemark und Norwegen. Zweck der Besprechung war es, auch in diesen letzten Ländern eine rasche Kapitulation und unblutige Übergabe herbeizuführen.

Stürmisches Wetter hält Seyss-Inquart länger als erwartet in Flensburg zurück. Am 7. Mai endlich will er in die Niederlande zurückkehren. Der Seeweg ist die einzige noch offene Verbindung dorthin. Unterwegs schlagen die Kanadier zu.

Seyss-Inquart gelangt tatsächlich nach Holland – nun aber als Gefangener. In der Nähe von Schloss Twickel bei Hengelo, wo er einst als Reichskommissar residierte, wird ihm eine neue Unterkunft eingerichtet. Sie besteht aus einem britischen Gefängniszelt, aufgebaut auf einem verlassenen Fußballplatz zwischen spiegelnden Regenpfützen.

Weiter gehen die Verhaftungen. Die Engländer stellen Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, den Chef des größten deutschen Rüstungskonzerns, unter Hausarrest. Der altersschwache Industrielle muss sein feudales Wohnhaus verlassen und mit dem Gärtnerhaus des herrschaftlichen Besitzes vorliebnehmen. Hier wird bald darauf die Entscheidung fallen, ob es ihm sein Gesundheitszustand erlaubt, in Nürnberg zu erscheinen.

Die Verhaftung des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz, Fritz Sauckel, geht im Nachrichtentruhel jener Tage fast unter.

## **9 Arbeitsfrontführer Robert Ley will Distelmeyer heißen – Parteiphilosop Alfred Rosenberg liegt im Krankenhaus – Ein harmloser Künstler: Frankenführer Julius Streicher**

Eine andere Sensation steht dafür auf den ersten Seiten der ausländischen Blätter: Dr. Robert Ley verhaftet! »Die Ergreifung Leys ist wichtiger als die Gefangennahme Görings«, schreibt die *New York Times* dazu, »denn Ley ist der Mann, der hinter dem Werwolf steckt.«

Der Werwolf, die totgeborene deutsche Partisanenbewegung, wird noch immer überschätzt. Auch die Bedeutung Leys. Der Führer der Deutschen Arbeitsfront war schon lange nicht mehr so einflussreich, wie man im Ausland noch glaubte. Ley war dem Alkohol ergeben und liebte auf eine spießbürglerische Art den Luxus, was sich darin ausdrückte, dass er sich in seine Villa ein schwarz gekacheltes Bad mit goldenen Hähnen einbauen ließ. Als sein Gehirn nach seinem Tode untersucht wurde, fanden die Mediziner Anzeichen für eine schwere geistige Erkrankung. Leys Reden waren primitiv, verworren und häufig mit schwerer, lallender Zunge gesprochen. Vom Alkohol umnebelt, rief er einmal bei einer Massenkundgebung: »Mein Führer, ich melde Ihnen: Der Mai ist gekommen!«

Im Zusammenbruch der nationalsozialistischen Träume versucht Dr. Robert Ley, sich in den bayerischen Alpen zu verstecken. Südlich von Berchtesgaden wählt er eine Almhütte als geheimen Unterschlupf. Doch die Amerikaner erhalten aus der Bevölkerung einen Fingerzeig.

Soldaten der amerikanischen 101. Luftlandedivision machen sich am 16. Mai auf den Weg. Mit entsicherten Maschinenpistolen dringen sie in die Berghütte ein.

Im Halbdunkel des Raumes kauert ein Mann auf dem Rand des Holzbettes. Er starrt den Eintretenden mit fiebenden Augen und herabhängendem Unterkiefer entgegen. Sein Gesicht ist von einem vier Tage alten Stoppelbart umrahmt. Sein Körper wird von nervösem Zittern geschüttelt.

»Are you Doctor Ley?«

Ley steht auf und schüttelt heftig den Kopf.

»S-Sie v-verwechseln mich«, stößt er hervor. »Ich h-heiße Dr. Ernst D-Distelmeyer.«

»Okay!«, nickt der Amerikaner. »Kommen Sie mit.«

Der Arbeitsfrontführer leistet keinen Widerstand. Er trägt einen blauen Pyjama, wirft sich einen grauen Lodenumhang über, zieht braune Schuhe mit dicken Sohlen an und setzt sich einen grünen Tirolerhut auf. In diesem Aufzug wird er kurz darauf beim Divisionsstab in Berchtesgaden eingeliefert. Dort untersucht man ihn zunächst gründlich nach Giftampullen und Rasierklingen. Dann beginnt das Verhör.

»Sie sind nicht Dr. Ley?«

»N-Nein. Hier sind meine P-Papiere.«

Sie lauten auf den Namen Dr. Ernst Distelmeyer. Der Vernehmungsoffizier legt ihm einige Fotos von Dr. Ley vor.

»D-Das bin ich nicht«, beharrt Ley.

»Ich will Ihnen etwas sagen«, dringt der Amerikaner in akzentfreiem Deutsch in ihn, »und das wird Sie in Erstaunen setzen. Ich gehöre dem Geheimdienst an, und meine Aufgabe in den letzten dreizehn Jahren bestand ausschließlich darin, Dr. Robert Ley zu beobachten. Ich kenne Sie ganz genau.«

Ley wird noch einen Grad bleicher. Dann flüstert er: »Sie irren sich.«

»Na schön«, sagt der Offizier. Er gibt einem Soldaten ein Zeichen. Der geht hinaus, kehrt gleich darauf wieder und bringt einen alten Mann mit ins Zimmer.

Es ist der achtzigjährige Franz Xaver Schwarz, gestern noch mächtiger Reichsschatzmeister der NSDAP, jetzt von den Amerikanern interniert (er stirbt 1947 im Lager Regensburg).

Schwarz weiß nicht, weshalb er in dieses Zimmer geführt wird. Er lässt seiner Verblüffung unbedacht freien Lauf, als er den Gefangenen sieht. »Ja, Herr Doktor Ley!«, ruft er anteilnehmend. »Was machen Sie denn hier?«

Dann wird er sich seines Fehlers bewusst, schaut hilflos von Ley zu dem Amerikaner. Der Offizier lächelt.

»Nun«, wendet er sich an Ley, »heißen Sie immer noch Distelmeyer?«

Der Arbeitsfrontführer gibt keine Antwort. Sein Kopf ist auf die Brust herabgesunken.

Der amerikanische Soldat führt auf ein Zeichen seines Vorgesetzten einen zweiten Zeugen herein. Es ist Franz Schwarz, der Sohn des Reichsschatzmeisters.

»Kennen Sie diesen Mann?«, wird er gefragt.

»Das ist Dr. Robert Ley«, sagt Schwarz junior ohne Umschweife. Er hat die Situation beim Eintreten mit einem Blick überschaut und weiß, dass es zwecklos wäre, hier noch etwas retten zu wollen.

»Was sagen Sie jetzt?«, fragt der Amerikaner ruhig.

»S-Sie haben gewonnen«, antwortet Ley. Er hebt den Kopf nicht mehr von der Brust. In dieser Haltung trottet er zum Jeep hinaus. Leutnant Walter Rice bringt den Gefangenen in das Gefängnis von Salzburg.

»Wir Nationalsozialisten werden weitermachen«, sagt Ley dort bei seiner ersten Vernehmung. Er hat den Schock seiner Verhaftung überwunden und kehrt nun den treuen Gefolgsmann Hitlers heraus. Er will wenigstens das Gesicht wahren. »Mein Schicksal spielt dabei keine Rolle«, fährt er fort. Er stottert nicht, weil alle Erregung von ihm abgefallen ist. »Das Leben bedeutet mir nichts mehr. Sie können mich wegbringen und auf der Stelle erschießen – es macht mir nichts aus.«

Leys Verhaftung wird von einer neuen Meldung verdrängt. Sie kommt aus dem Hauptquartier der britischen 2. Armee im deutschen Nordraum. Dort ist noch immer eine intensive und pausenlose Suche nach SS-Führer Himmler im Gang. Statt seiner stöbern die Fahnder dabei eine andere Parteigröße auf, den nationalsozialistischen Weltanschauungstheoretiker und einstigen Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg.

Rosenberg, Verfasser der Parteibibel *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, hat sich zuletzt bei Dönitz in Flensburg aufgehalten. Wahrscheinlich hatte er gehofft, hier eine neue Verwendung zu finden und als Mitglied einer nicht nationalsozialistischen deutschen Regierung einen gewissen Schutz bei den Alliierten zu genießen.

Dönitz aber hatte auf seine Mitarbeit verzichtet und ihm nahegelegt, sich freiwillig den Engländern zu stellen. Rosenberg befolgte diesen Rat nicht – oder er konnte ihn nicht befolgen. Eine Knöchelverstauchung, die er sich am Tag nach seiner Besprechung mit dem Regierungschef in betrunkenem Zustand zuzog, behin-

derte seine Fortbewegung. So begab er sich in die Marinekriegsschule Flensburg-Mürwik, die zu dieser Zeit als Lazarett diente.

Am 19. Mai umstellen Panzer und Infanteristen das Gebäude. Die Briten haben Befehl, das Lazarett nach Heinrich Himmler zu durchsuchen. Sie finden den SS-Führer nicht, aber es ist ein Trost für sie, wenigstens Rosenberg zu entdecken und abführen zu können. Im November wird der Parteiphilosop zusammen mit den anderen auf der Nürnberger Anklagebank sitzen: nicht wegen der Weltanschauung, die er verbreitete, sondern wegen seiner Amtsführung als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete.

Nach dem Intermezzo in Flensburg wird wieder Südbayern zum Schauplatz der großen Menschenjagd. Am 23. Mai 1945 rollt ein Jeep mit vier Amerikanern Richtung Berchtesgaden. Sie gehören der 101. Luftlandedivision an. Major Henry Blitt hockt auf dem Rücksitz des Fahrzeugs, schaut nachdenklich auf die herrliche Berglandschaft und denkt vielleicht, wie schön es wäre, hier nicht als Soldat herumzufahren, sondern einmal Urlaub von New York zu nehmen, irgendwann im Frieden dieses einzigartige Fleckchen Erde aufzusuchen ...

Die Gebirgsbewohner in ihren heimischen Trachten sehen malerisch und friedlich aus. Schade, dass es lauter Nazis sind, mag Blitt denken. Zum Beispiel der Alte auf der Terrasse des Bauernhauses, an dem der Jeep gerade vorbeifährt. Dieser Mann sitzt in der Sonne, sein Gesicht ist von einem weißen Bart umrahmt. Neben ihm steht eine Staffelei. Kuhglocken läuten auf der nahen Weide.

Plötzlich fühlt Major Blitt das unwiderstehliche Verlangen, hier ein Glas Milch zu trinken – echte, warme Landmilch, nicht das sterile, pasteurisierte Produkt aus den New Yorker Pappbeuteln.

Blitt lässt anhalten. Die Amerikaner gehen in das Bauernhaus. Der Major bekommt seine Milch. Er spricht jiddisch, denn das ist seine Muttersprache, aber kommt damit in Deutschland sehr gut zurecht. So beginnt er ein Gespräch mit dem bärtigen Alten.

»Wie geht's, Opa?«

»Gut, gut«, antwortet der.

»Seid Ihr hier der Bauer?«

»Nein«, sagt der Bärtige, »ich wohne nur hier. Ich bin Künstler, verstehen Sie, Maler ...«

»Was halten Sie von den Nazis?«, fragt Blitt lachend.

Der Alte winkt ab: »Davon verstehe ich nichts. Ich bin Künstler und habe mich nie um Politik gekümmert.«

»Sie sehen aber aus wie Julius Streicher«, amüsiert sich Blitt. Irgend etwas an diesem Mann hat ihn wirklich an den Steckbrief von Streicher erinnert. Jetzt macht er Spaß damit.

Doch der Alte reißt auf einmal die Augen auf, sein Gesicht sieht erstaunt und erschrocken aus. Dann fragt er tonlos: »Woher kennen Sie mich?«

Streicher hat den Scherz des Majors ernst genommen und sieht sich entlarvt.

Henry Blitt begreift sofort. »Ahaaa!«, sagt er gedehnt.

»Ich heiße Sailer«, wirft Streicher rasch hin. Er glaubt, seinen Fehler noch korrigieren zu können.

Doch dazu ist es zu spät. Major Blitt gibt seinen Begleitern schon die nötigen Befehle. »Sie sind verhaftet«, sagt er zu Streicher.

Der Frankenführer zieht ein mürrisches Gesicht. Von seiner harmlosen Malerpose ist auf einmal nichts mehr übrig. Er sieht plötzlich viel älter aus als 59. Sein struppiger Bart und sein ungekämmtes Haar, das kragenlose, blaugestreifte Hemd und die zerknitterte Hose lassen ihn ungepflegt erscheinen. »Ich möchte mir nur noch andere Schuhe anziehen«, sagt er zu Blitt. In seinen unruhigen Augen glänzt Hass.

»Bitte«, sagt der Major.

Streicher setzt sich in einen Lehnstuhl der Bauernstube. Eine junge, attraktiv aussehende Frau in knappem Dirndlkleid kniet vor ihm nieder, zieht ihm die Schuhe aus, zieht ihm andere an, knüpft sorgfältig die Schleifen. Sie hat alles mit angehört, spricht aber kein Wort.

Als die Amerikaner Streicher abtransportieren, bleibt die Frau zurück. Niemand weiß, wer sie gewesen ist.

Captain Hugh Robertson und der Soldat Howard Huntley nehmen Streicher in die Mitte. Major Blitt schwingt sich neben den Fahrer des Jeeps. Dann geht es von dem Bauernhof in der Nähe von Waldring nach Berchtesgaden.

Ein amerikanischer Korrespondent beobachtete Streichers Ankunft beim Divisionsstab.

»Julius Streicher«, schreibt er an seine Zeitung, »der Frankenführer und Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes *Der Stürmer*, war der größte Judenhasser der Geschichte. Jetzt wurde er von einem Juden entdeckt und gefangen genommen.«

Die Londoner Kommission für Kriegsverbrechen kann nun eine Zwischenbilanz der Großfahndung veröffentlichen. Sie besagt, dass die meisten Naziführer dingfest gemacht worden sind. Nur zwei fehlen noch – und gerade sie sind nach Ansicht der Alliierten die wichtigsten: der ehemalige Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop und SS-Führer Heinrich Himmler. Noch einmal wird ganz Deutschland durch das Sieb der Geheimpolizei geschüttet werden.

## 10 Das Ende des Reichsführers SS Heinrich Himmler

In der zweiten Februarhälfte 1945 reist ein schwedischer Beauftragter des Roten Kreuzes in einem weiß gestrichenen und für Flugzeuge deutlich gekennzeichneten Wagen durch das zertrümmerte Deutschland. Es ist Graf Folke Bernadotte, derselbe, der drei Jahre später als Schlichtungskommissar der Vereinten Nationen in Jerusalem ermordet wird.

Er sucht eine Zusammenkunft mit Heinrich Himmler, dem gefürchteten Chef der gefürchteten SS, dem Gehirn der unheimlichen Geheimen Staatspolizei, dem Beherrscher der Vernichtungslager, Gaskammern und Todesmühlen. Er will ihn, den Befehlshaber der deutschen Polizei und des Heimatheeres, überreden, dänische und norwegische Häftlinge aus den Konzentrationslagern freizulassen, damit sie vom Roten Kreuz nach Schweden gebracht werden können.

In Hohenlychen bei Berlin trifft der Graf am 19. Februar in einem Lazarett mit Himmler zusammen. Der Reichsführer SS hat sich dorthin zurückgezogen, weil ihm seine vielseitigen Aufgaben und der nahe Zusammenbruch über den Kopf gewachsen sind. Er spielt krank und überlässt es anderen, sich um die verfahrene Karre zu kümmern.

Die Begegnung findet im Zimmer des berüchtigten Chefarztes Karl Gebhardt statt.

»Als Himmler plötzlich vor mir stand«, gesteht Folke Bernadotte in seinen Erinnerungen, »mit der horngefassten Brille, in der grünen Uniform der Waffen-SS, ohne irgendwelche Dekoration, wirkte er zunächst wie irgendein unbedeutender Beamter. Wäre ich ihm auf der Straße begegnet, so hätte ich ihn nicht beachtet. Er hatte kleine, feine, gefühlvolle Hände, und ich bemerkte, wie gut sie manikürt waren. Ich fand an ihm wahrhaftig nichts Diabolisches, und auch von der kalten Härte seines Blickes bemerkte ich nichts.«

Das also war der Mann, vor dem ganz Europa jahrelang zitterte, der Mann, dessen Wink genügte, um Hunderttausende von Menschenleben auszulöschen, Millionen auszurotten. Ein Mann voll engstirniger Schwärmerie, Unentschlossenheit und sadistischer

Herrschsucht. Ein Mann aus gutbürgerlichem Hause – sein Vater war Lehrer des Prinzen Heinrich von Bayern gewesen, und einer Patenschaft des Königsohnes verdankt der SS-Führer auch seinen Vornamen.

Kaum lässt sich eine zwiespältigere Natur denken: Himmler hatte sich einst ruhmlos als Geflügelzüchter und Verkäufer einer Düngemittelfabrik in Schleißheim versucht, schwärmte für den mongolischen Tyrannen Dschingis Khan, marschierte in den Freikorps der Zwanzigerjahre, war Sekretär des Rebellen Gregor Strasser, förderte als mächtigster Mann neben Hitler den Anbau von Heilkräutern und ließ die furchtbarsten Experimente an lebenden Menschen vornehmen. Ein Mann, dessen einziges Ziel schließlich darin bestand, alle Macht allmählich in seinen Händen zu vereinigen, unumschränkt befehlen zu können und die Nachfolge Hitlers anzutreten.

Wie wird er auf die humanitäre Mission Bernadottes reagieren? Himmler lehnt das Ansinnen, skandinavische KZ-Häftlinge nach Schweden bringen zu lassen, vorerst ab: »Wenn ich auf Ihren Vorschlag einginge«, sagt er, »würden die schwedischen Zeitungen in fetten Schlagzeilen verkünden, der Kriegsverbrecher Himmler suche sich in allerletzter Minute noch loszukaufen und vor der Welt rein zu waschen, weil er sich vor den Folgen seiner Taten fürchte.«

Er schätzt die Lage und seine eigene Situation also durchaus richtig ein.

Was geht in Himmler in jenen Tagen vor? Mit der Polizei, der SS, der Gestapo und dem Ersatzheer hält er die wichtigsten Machtinstrumente in seinen Händen. Er könnte damit, ohne sonderlichen Widerstand fürchten zu müssen, einen Staatsstreich unternehmen. Man weiß heute, dass er häufig mit diesem Gedanken spielte. Er zögert aber und ist unentschlossen wie immer in seinem Leben. Er möchte Hitler die Treue halten und zugleich seinen Kopf aus der Schlinge ziehen.

»Ich bin bereit, für das deutsche Volk alles zu tun«, sagt er Anfang April in einer zweiten Unterredung zu Graf Bernadotte, »aber ich muss den Kampf fortsetzen. Ich habe dem Führer Treue geschworen und durch diesen Eid bin ich gebunden.«

»Sehen Sie denn nicht ein, dass Deutschland den Krieg tatsächlich verloren hat?«, fragt der Schwede offen. »Ein Mann, der sich

in Ihrer Lage und Ihrer Stellung befindet, darf seinem Vorgesetzten nicht einfach blindlings gehorchen. Er muss den Mut haben, Maßregeln zu ergreifen, die seinem Volk zum Nutzen gereichen.«

Himmler wird ans Telefon gerufen und bricht die Unterhaltung ab. Durch einen Vertrauensmann, den SS-Gruppenführer Walter Schellenberg, lässt er Bernadotte aber einen anderen Vorschlag machen: Der Graf soll sich zu Eisenhower begeben und die Kapitulation der deutschen Westfront anbieten.

Folke Bernadotte ist verblüfft. Dann stellt er Bedingungen. Zwei davon sind sensationell:

1. Himmler muss zuvor öffentlich verkünden, dass er die Nachfolge Hitlers angetreten habe, weil dieser etwa krankheitshalber an der Ausübung seiner Funktionen verhindert sei.
2. Himmler muss die NSDAP auflösen und alle Parteibeamten sofort absetzen.

Das müssen für Himmler unannehbare Punkte sein. Zur grenzenlosen Überraschung Bernadottes geht der SS-Führer aber darauf ein. Der Schwede ahnt nicht, was sich inzwischen hinter den Kulissen ereignet hat.

Himmler weiß, dass der Krieg verloren ist. Er weiß es schon seit 1943. Damals bereits hatte er heimlich versucht, über den deutschen Industriellen Arnold Rechberg mit den Westmächten Verbindung aufzunehmen und die Möglichkeit eines Separatfriedens zu diskutieren. Bormann und Ribbentrop hatten die Aktion jedoch vereitelt.

Jetzt, kurz vor Torschluss, ist Himmler bereit, fast alles zu tun, was seinen Kopf retten könnte. Während er noch immer Soldaten aufhängen lässt, treibt er auf der anderen Seite ein verzweifeltes Spiel: Er führt durch einen Mittelsmann erneut Verhandlungen mit Arnold Rechberg, der seinerseits im Westen Friedensführer ausstrecken soll. Er – der größte Judenvernichter der Geschichte – korrespondiert heimlich mit Dr. Hillel Storch, dem Stockholmer Vertreter des jüdischen Weltkongresses. Er lässt den jüdischen Unterhändler Dr. Norbert Masur unter persönlichem Ehrenschutz aus Schweden nach Berlin fliegen, um mit ihm über die Freilassung jüdischer KZ-Häftlinge zu sprechen. Er verhandelt

mit dem ehemaligen Schweizer Bundespräsidenten Jean-Marie Musy über den Abtransport von Juden aus dem Vernichtungslager Belsen ins neutrale Ausland. Er versucht, über den schwedischen Bankier Jacob Wallenberg mit den Westmächten in Fühlung zu kommen und Friedensgespräche aufzunehmen. Er ist jetzt auch bemüht, Graf Folke Bernadotte in dieses Spiel einzubziehen, und sagt ihm schließlich die gewünschte Freilassung der skandinavischen Häftlinge zu.

Himmler ist angesichts der sicheren deutschen Niederlage von einer fixen Idee besessen: Nachdem er zuvor Millionen Menschen hatte ausrotten lassen, glaubt er nun, die Rolle des großen Beschützers und eines Friedensengels spielen zu können. Er ist überzeugt, damit im Ausland anerkannt zu werden. Er will nicht einsehen, dass er für immer ein Ungeheuer und Massenmörder bleiben wird.

Bei alledem hat er auch noch Angst vor Hitler. Er hat Angst, sein Führer könnte von dem Doppelspiel erfahren und in letzter Sekunde zuschlagen. Deshalb plant er zusammen mit Schellenberg einen Umsturz in Deutschland.

Himmler will Hitlers schlechten Gesundheitszustand zum Anelpunkt machen. In Gesprächen mit Schellenberg weist er auf die zunehmend gebeugte Haltung des Führers hin, auf dessen schlaffes Aussehen und Händezittern. Professor Max de Crinis, der Chef der Psychiatrischen Abteilung der Berliner Charité, wird ins Vertrauen gezogen, ebenso Reichsgesundheitsführer Dr. Leonardo Conti. Die Ärzte äußern ihre Vermutung, dass Hitler die parkinsonsche Krankheit hat – ein Leiden, das sich durch Maskenstarre des Gesichts und Lähmungserscheinungen der Gliedmaßen äußert.

Himmler bittet Schellenberg, ihn auf einem Waldspaziergang zu begleiten. Vor allen Lauschern sicher, lenkt er das Gespräch direkt auf den Kern seiner Gedanken: »Ich glaube nicht, dass wir mit dem Führer noch länger zusammenarbeiten können. Er ist seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Meinen Sie, dass de Crinis recht hat?«

»Ja«, gibt Schellenberg zur Antwort.

»Wie soll ich mich aber verhalten?«, fragt Himmler schwankend. »Ich kann den Führer doch nicht einfach ermorden oder vergiften oder in der Reichskanzlei verhaften lassen ...«

»Es gibt nur eine Möglichkeit«, rät Schellenberg. »Sie müssen zu Hitler gehen, ihn über alles aufklären und ihn dann zur Abdankung zwingen.«

»Das ist ausgeschlossen«, sagt Himmler erschrocken. »Der Führer würde einen Tobsuchtsanfall bekommen und mich auf der Stelle erschießen lassen.«

»Dagegen braucht man nur geeignete Maßnahmen zu treffen«, bemerkt Schellenberg ruhig. »Sie verfügen doch über eine hinreichende Zahl von höheren SS-Führern, die imstande wären, eine derartige Verhaftung vorzunehmen. Und wenn eben nichts anderes hilft, müssen die Ärzte eingreifen.«

Doch Himmler kann sich auch jetzt wieder zu keinem Entschluss durchringen. Während des eineinhalbstündigen Waldspaziergangs überlegt er noch, was er alles tun will, sobald er Hitlers Nachfolge angetreten hat. »Dann wird sofort die NSDAP aufgelöst«, erklärt er seinem Begleiter. »Es muss eine neue Partei gegründet werden. Welchen Namen würden Sie dafür nehmen, Schellenberg?«

»Partei der Nationalen Sammlung«, schlägt Himmlers Vertrauter vor.

Aber es kommt nicht zu diesem Putsch. Die Ereignisse an den Fronten geben keine Atempause mehr. Die Rote Armee rückt vor die Tore der Reichshauptstadt. Himmler hat Angst.

»Schellenberg«, sagt er bei einem anderen Gespräch, »mir graut vor allem, was jetzt kommen wird ...«

In der Nacht vom 20. auf den 21. April trifft der Reichsführer SS in Hohenlychen erneut mit Graf Folke Bernadotte zusammen. Himmler sieht bleich und gehetzter aus.

»Er machte den Eindruck, als könnte er nicht mehr ruhig an einem Ort bleiben«, berichtet der Schwede. »Unstet lief er umher, bemüht, seiner Rastlosigkeit Herr zu werden.«

Während des Gesprächs klopft sich Himmler dauernd mit den Fingernägeln an die Schneidezähne. Er kann seine Nervosität kaum noch unterdrücken. »Die militärische Lage ist ernst, sehr ernst«, wiederholt er immer wieder. Er drängt Graf Bernadotte, Eisenhower endlich das Kapitulationsangebot im Westen zu überbringen, eine Aussprache zwischen ihm, Himmler, und dem amerikanischen Oberbefehlshaber zu vermitteln.

»Ich bezweifle sehr, ob die Alliierten eine Kapitulation nur an der Westfront annehmen werden«, sagt Bernadotte nachher zu Schellenberg. »Selbst wenn dies der Fall sein sollte, würde es eine persönliche Begegnung zwischen Himmler und Eisenhower nicht erforderlich machen. Es ist ausgeschlossen, dass Himmler im künftigen Deutschland irgendeine Rolle spielen könnte.«

Wieder bleibt alles offen.

Drei Tage später treffen Bernadotte und Himmler abermals zusammen – zum letzten Mal. Die Begegnung findet im Gebäude des schwedischen Konsulats in Lübeck statt. Es ist die Nacht zum 24. April 1945. »Diese Nacht mit ihrer unheimlichen Untergangsstimmung werde ich zeitlebens nicht vergessen«, berichtet der Graf. Fliegeralarm zwingt die Männer, den Luftschutzkeller aufzusuchen. Schweden und deutsche Hausbewohner hocken dort auf den Bänken. Niemand erkennt Himmler. Um ein Uhr nachts ist Entwarnung. In einem Zimmer des Konsulats kann endlich die Aussprache stattfinden. Ein paar Kerzen beleuchten die Szene, denn das elektrische Licht funktioniert nicht mehr.

»Hitler ist wahrscheinlich schon tot«, beginnt Himmler. »Wenn es noch nicht so weit ist, wird er sicher im Lauf der nächsten Tage sterben. Bisher hat mich mein Treueid gebunden, aber nun ist die Lage anders. Ich gebe zu, dass Deutschland besiegt ist. Und was kommt jetzt?«

Himmler ist überzeugt, von Hitler als Nachfolger ernannt worden zu sein. So lauten auch seine Erklärungen: »In der Lage, die nun entstanden ist, habe ich freie Hand. Ich bin bereit, an der Westfront zu kapitulieren, damit die Truppen der Westmächte so schnell wie möglich nach Osten vorrücken können. Dagegen bin ich nicht bereit, an der Ostfront zu kapitulieren.« Noch einmal bittet er Graf Bernadotte, ihm ein Gespräch mit Eisenhower zu vermitteln. Mit Walter Schellenberg hat er sogar schon besprochen, wie er sich wohl bei einer Begegnung mit dem amerikanischen Oberbefehlshaber verhalten sollte: »Soll ich mich nur verbeugen oder ihm die Hand reichen?«

In seinem nächtlichen Gespräch mit Folke Bernadotte fantasiiert Himmler: »Ich würde Eisenhower Folgendes sagen: ›Ich erkläre, dass die Westmächte die deutsche Wehrmacht besiegt haben. Ich bin bereit, an der Westfront bedingungslos zu kapitulieren.‹«

»Und was werden Sie tun, wenn Ihr Angebot zurückgewiesen werden sollte?«

»In diesem Fall übernehme ich das Kommando eines Bataillons an der Ostfront und falle im Kampf.«

»Es ist allgemein bekannt«, schreibt Folke Bernadotte dazu, »dass er diese Absicht nicht verwirklicht hat.«

Der Vizepräsident des Schwedischen Roten Kreuzes erklärt sich schließlich bereit, Himmlers Kapitulationsangebot an das Außenministerium in Stockholm weiterzuleiten. Falls seine Regierung geneigt sei, sich einzuschalten, sollten die Alliierten von dort aus unterrichtet werden.

»Das war der bitterste Tag in meinem Leben«, sagt Himmler, als sie um halb drei Uhr morgens das Konsulat verlassen und ins Freie treten. Die Nacht ist sternklar. Himmler setzt sich selbst ans Steuer seines gepanzerten Wagens. »Ich fahre jetzt an die Ostfront«, bemerkt er beim Abschied zu Folke Bernadotte. Mit einem schmalen Lächeln fügt er hinzu: »Es ist ja nicht sehr weit.«

Dann heult der Motor auf, und gleich darauf gibt es einen dumpfen Krach: Himmler ist in den Stacheldrahtzaun gefahren, der das Konsulatsgebäude umgibt. Mühsam ziehen SS-Männer das Auto wieder heraus.

»Die Art und Weise, wie Himmler gestartet war«, philosophiert Bernadotte in seinen Memoiren, »hatte etwas Symbolisches.« Präsident Harry S. Truman antwortet selbst auf Himmlers Vorschläge. Er lehnt die Teilkapitulation ab und schließt sein Telegramm mit den Worten: »Wo auch immer der Widerstand fortdauert, werden die Angriffe der Alliierten so lange rücksichtslos fortgesetzt, bis ein vollständiger Sieg errungen ist.«

Himmlers letzte Hoffnungen sind zerstört.

Er begibt sich zum Sitz des OKW, das sich zu diesem Zeitpunkt noch in Plön befindet. Hinter ihm blitzt der Bannstrahl Hitlers: »Ich stoße vor meinem Tode den früheren Reichsführer SS und Reichsminister des Innern, Heinrich Himmler, aus der Partei sowie aus allen Staatsämtern aus. Göring und Himmler haben durch geheime Verhandlungen mit dem Feinde sowie durch den Versuch, die Macht im Staate an sich zu reißen ... unabsehbaren Schaden ... Treulosigkeit ...«

Himmler erfährt allerdings nichts von seiner Verstoßung. Er

weiß nicht, dass Hitler durch ausländische Nachrichtensendungen über die Verhandlungen mit Folke Bernadotte unterrichtet wurde. Er ist nach wie vor felsenfest davon überzeugt, Nachfolger des Führers zu sein.

Diese Illusion wird ihm nun Dönitz nehmen.

Der Großadmiral hat Himmler zu einer vertraulichen Unterredung gebeten. Vor der Ankunft des SS-Führers trifft Dönitz besondere Maßnahmen. Er fürchtet mit Recht die Macht, die Himmler noch immer verkörpert. Ein verstärktes Kommando zuverlässiger U-Boot-Männer marschiert auf. Schwer bewaffnete Wachposten werden im Haus und im Garten hinter den Büschen versteckt. Es ist wenige Minuten nach Mitternacht am 1. Mai 1945.

Die Zusammenkunft zwischen Dönitz und Himmler findet unter vier Augen statt. Ihr Verlauf ist jedoch durch einen Bericht überliefert, den der Großadmiral später selbst diktierte.

Unter Papieren versteckt hält Dönitz einen entsicherten Brownings auf seinem Schreibtisch bereit. Er ist auf alles gefasst, als er Himmler den Funkspruch zu lesen gibt, mit dem Hitler den Großadmiral zum Nachfolger und Reichspräsidenten ernannte.

Himmler überfliegt die Zeilen und wird blass. Er überlegt einige Sekunden lang. Dann steht er auf und beglückwünscht Dönitz. Es ist ein dramatischer Augenblick. »Lassen Sie mich der zweite Mann im Staate sein«, bittet er nach einer Pause mit belegter Stimme.

Dönitz lehnt ab. Er erklärt Himmler, dass er in der neuen Regierung keine politisch belasteten Persönlichkeiten gebrauchen kann.

Himmler sieht die Sache anders. »Himmler erwies sich als reiner Fantast und Utopist«, berichtet Walter Lüddecke-Neurath. »Er betrachtete sich selbst als den geeigneten Gesprächspartner und Unterhändler für die Verhandlungen mit Eisenhower und Montgomery. Diese warteten gewissermaßen nur darauf, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Als ›Ordnungsfaktor im mitteleuropäischen Raum‹ sei er mit seiner SS unentbehrlich. Die Zusitzung der Gegensätze Ost-West würde so rasch erfolgen, dass er und die SS in drei Monaten das Zünglein an der Waage bildeten.«

Am Ende aber muss Himmler einsehen, dass sein Spiel verloren ist. Dönitz schreibt: »Er schied dann zwischen zwei und drei Uhr

morgens mit dem Bewusstsein, dass er von mir in keiner führenden Stellung verwendet werden würde.«

Eine Woche lang bleibt Himmler noch mit der Geschäftsführenden Reichsregierung in Verbindung. Dann, am 6. Mai von Dönitz offiziell aus allen Ämtern entlassen, verabschiedet er sich für immer. Lutz Graf Schwerin von Krosigk, Außenminister im Flensburger Kabinett, redet dem gestürzten SS-Führer bei dieser Gelegenheit ins Gewissen: »Es kann der Tag kommen«, sagt er, »an dem sich die Führer des Dritten Reiches vor ihre Untergebenen stellen müssen, um die Verantwortung selbst zu tragen ...«

Himmler entgegnet ihm nur, dass er jetzt untertauchen will: »Ich fühle mich gegen Entdeckung absolut sicher. Ich werde die Entwicklung im Verborgenen abwarten – und diese Entwicklung wird schnell für mich arbeiten.«

»Das darf nicht geschehen«, beschwört ihn Schwerin, »dass der ehemalige Reichsführer SS mit falschem Namen und falschem Bart aufgegriffen wird! Es gibt für Sie keinen anderen Weg, als zu Montgomery zu fahren und zu sagen: ›Hier bin ich.‹ Dann müssen Sie die Verantwortung für Ihre Männer übernehmen.«

Himmler murmelt etwas und lässt den Außenminister stehen.

»Später hat Dönitz es bereut, dass er Himmler gehen ließ«, gesteht Lüdde-Neurath. »Unter dem Eindruck des Nürnberger Prozesses hat er geäußert, dass er Himmler bei seiner Verabschiedung hätte verhaften lassen, wenn er bereits von den Maßnahmen der Menschenvernichtung und den Zuständen in den Konzentrationslagern gewusst hätte.«

Zu spät! Himmler wird nicht auf der Anklagebank von Nürnberg erscheinen. Er findet nicht den Mut, die Verantwortung für seine Taten und Befehle zu tragen.

Wo hielt er sich auf, nachdem er sich von Dönitz und Schwerin von Krosigk verabschiedet hatte?

Wahrscheinlich verbarg er sich zunächst noch in Flensburg zusammen mit seinen beiden Adjutanten Werner Grothmann und Heinz Macher. Als Unterschlupf soll ihnen die Wohnung einer Geliebten Himmlers gedient haben. SS-Brigadeführer Otto Ohlendorf will den einstigen Reichsführer noch am 21. Mai in Flensburg gesehen haben.

Den Geheimdiensten der Alliierten fällt jedenfalls sofort auf,

dass der Name Himmler plötzlich aus den Nachrichten des Senders verschwunden ist. Die besten Kriminalisten der Alliierten und mehr als Hunderttausend Soldaten sind in Alarmbereitschaft. Es gilt als sicher, dass der Massenmörder versuchen wird, unerkannt durch die Besatzungslinien nach Westen zu entkommen. Das Fangnetz zieht sich rund um den Flensburger Puppenstaat, und Himmler geht prompt in die Maschen.

Er hat sich seinen Schnurrbart wegrasiert und über sein linkes Auge eine schwarze Klappe gestülpt. In der Tasche trägt er einen Ausweis der Geheimen Feldpolizei auf den Namen Heinrich Hitzinger. Himmler ist naiv genug, diesen billigen Mummenschanz als ausreichende Verkleidung anzusehen. Der einstige Chef der deutschen Polizei benimmt sich wie ein Schüler, der zu viele schlechte Kriminalschmöker gelesen hat. Überdies scheint er nicht zu wissen, dass die Geheime Feldpolizei von den Alliierten zu jenen Organisationen gerechnet wird, deren Mitglieder automatisch unter Arrest fallen.

Mit seinen beiden Adjutanten, die wie er ein Gemisch aus Uniformstücken und Zivilkleidung tragen, kommt Himmler am 21. Mai an dem britischen Kontrollpunkt Meinstedt in der Nähe von Bremervörde an. Tausende von Menschen drängen sich hier zusammen: Flüchtlinge, Verwundete, entlassene Soldaten, befreite Kriegsgefangene und Fremdarbeiter. Jeder, der die Brücke über die Oste überqueren will, muss an dieser Sperre vorbei.

Himmler und seine Begleiter schieben sich in der Schlange der Wartenden vorwärts. Als sie an der Reihe sind, zeigt der ehemalige Reichsführer seinen Ausweis vor. Der Tommy nimmt das Soldbuch erstaunt in die Hand, wirft einen Blick hinein, schaut den Mann mit der Augenklappe misstrauisch an und befiehlt ihm dann, neben der Schranke zu warten.

»Himmler hat den Fehler gemacht«, gibt das Hauptquartier der britischen 2. Armee später bekannt, »seine Papiere vorzuzeigen – die meisten Menschen, die an dem Kontrollpunkt durchkamen, hatten nämlich keine. Wäre er mit Sack und Pack gekommen, ohne Papiere, und hätte gesagt, er wolle nach Hause, so hätte er zweifellos ungehindert passieren können. Das Polizeidenken Himmlers, dass nur ein Mensch mit Papieren unverdächtig ist, machte ihn verdächtig.«

Noch weiß jedoch niemand, dass der Verdächtige Himmler ist. Zunächst ist er nur ein Mann, der einen zu guten neuen Ausweis besitzt, der Geheimen Feldpolizei angehörte und Heinrich Hitzinger heißt.

Himmler bleibt in Gewahrsam. Er wird in rascher Folge durch zwei Lager geschleust, nämlich Bremervörde und Zeelos. Im dritten, Westertimke, kommt er vorläufig in Einzelhaft.

Inzwischen haben sich schon die Abwehroffiziere der 2. Armee mit dem Fall Hitzinger befasst. Es fällt ihnen nicht schwer, zutreffende Schlüsse zu ziehen. Am Vormittag des 22. Mai gilt es im Stabsquartier als ziemlich sicher, dass dieser Mann Heinrich Himmler sein muss. Gegen neun Uhr abends machen sich drei höhere Offiziere auf den Weg nach Westertimke, um den Gefangenen persönlich in Augenschein zu nehmen. Aber noch bevor sie ankommen, gibt sich Himmler selbst zu erkennen. Niemand kann sich erklären, was ihn zu diesem Schritt bewegt.

Er bittet um ein Gespräch mit dem Lagerkommandanten, Captain Tom Sylvester. Der britische Hauptmann ist einverstanden und lässt den Gefangenen zu sich ins Zimmer führen. Die Wachen schickt er wieder hinaus. »Nun?«, fragt er.

Der Gefangene nimmt seine schwarze Augenklappe ab und setzt sich eine Brille auf. »Ich bin Heinrich Himmler«, sagt er.

»In der Tat«, schluckt Hauptmann Sylvester. Vielleicht läuft es ihm in diesem Augenblick kalt über den Rücken.

»Ich möchte Feldmarschall Montgomery sprechen«, verlangt Himmler. Er glaubt immer noch, verhandeln zu können.

»Ich werde die Armee verständigen«, entgegnet der Captain. Dann lässt er Himmler ohne ein weiteres Wort abführen und unter besonderer strenger Bewachung halten.

Kurze Zeit später treffen die Offiziere aus dem Hauptquartier ein. Sie übernehmen den Gefangenen und bringen ihn nach Lüneburg. Dort muss Himmler in den frühen Morgenstunden des 23. Mai endlich erkennen, dass es für ihn keine Chancen mehr gibt. Die Briten denken gar nicht daran, mit ihm zu diskutieren, zu verhandeln oder ihn gar zu schonen.

Im Informationszentrum in der Uelzener Straße, in einem für Militärzwecke geräumten Wohnhaus, muss sich Heinrich Himmler nackt ausziehen. Seine Kleidung und sein Körper werden von

einem Arzt der Armee, Captain Wells, nach Gift und anderen Selbstmordwerkzeugen untersucht. In der Tasche von Himmlers Jacke wird dabei eine Zyankaliphiole gefunden. Sie ist zwölf Millimeter lang und nicht ganz so dick wie eine Zigarette. Dann muss der Gefangene eine alte englische Uniform anziehen und wird in eine leere Kammer gesperrt.

Am Abend trifft Oberst N.L. Murphy von der Nachrichtenabteilung Montgomerys im Informationszentrum ein. Er hat den Befehl, alle für Himmler getroffenen Maßnahmen zu überprüfen und den einstigen Reichsführer einer ersten Vernehmung zu unterziehen. Murphy lässt sich von den Offizieren Bericht erstatten. »Wurde Gift gefunden?«, will er vor allem wissen.

»Ja, eine Ampulle in seiner Tasche«, erklärt der Arzt. »Sie ist sicher gestellt. Selbstmord kann er nicht begehen.«

»Ist auch die Mundhöhle untersucht worden?«, fragt Murphy unbirrt weiter.

Dr. Wells verneint.

»Dann holen Sie das bitte sofort nach«, ordnet der Oberst an. »Es ist denkbar, dass die Kapsel in seiner Tasche nur dazu da war, die Aufmerksamkeit abzulenken.«

Himmler wird aus seinem Gewahrsam geholt. Der Militärarzt fordert ihn auf, den Mund zu öffnen. Die Augen des SS-Führers ziehen sich zu schmalen Schlitzen zusammen. Sein Kiefer macht eine mahlende Bewegung. Zwischen seinen Zähnen knirscht etwas. Dann stürzt er wie vom Blitz getroffen zu Boden. Captain Wells wirft sich neben ihm auf die Knie und versucht, dem Sterbenden den Rest der Ampulle aus dem Mund zu reißen. Befehle gellen. Sekunden später wird dem Bewusstlosen ein Brechmittel eingegeben. Ein Schlauch wird in seinen Magen gesenkt, der Inhalt herausgeholt.

Aber alles ist vergeblich. Zwölf Minuten dauert der Kampf. Um 23 Uhr 04 gibt Dr. Wells seine Bemühungen auf. Heinrich Himmler ist tot.

Während des ganzen nächsten Tages bleibt er an der Stelle des Zimmers liegen, an der er starb. Einige Hundert britische Soldaten, ein Dutzend Kriegskorrespondenten und Fotografen sehen ihn hier. Sie ziehen schweigend an dem Leichnam vorbei, starren in das Gesicht des Schrecklichen, gehen wieder hinaus und schöpfen tief Luft.

Doch was soll nun mit dem toten Himmller geschehen? Im Hauptquartier Montgomerys wird ernsthaft erwogen, ihm ein militärisches Begräbnis in Anwesenheit hoher deutscher Offiziere zu bereiten. In einer anderen Abteilung beraten Militärgeistliche, ob dieses Begräbnis christlichen Charakter haben sollte. Wahrscheinlich fällte Montgomery selbst die Entscheidung: Heinrich Himmller wird ohne jedes militärische oder kirchliche Zeremoniell an einem geheim gehaltenen Ort begraben. Niemals soll seine letzte Ruhestätte zu einem nationalen Wallfahrtsort der Deutschen werden können.

Ein Stabsoffizier telefoniert inzwischen mit einer britischen Dienststelle in Bergen-Belsen. Er hat sich etwas Besonderes einfallen lassen und möchte für Himmller unbedingt eine jener Holzkisten bekommen, in denen einst die Gebeine von KZ-Häftlingen gesammelt und verscharrt wurden. Er hat mit seinen Bemühungen keinen Erfolg.

So wird Himmller am Morgen des 26. Mai auf einem britischen Eintonner-Lastwagen mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Zwei Feldwebel packen den Toten am Kopf und an den Füßen und werfen ihn mit Schwung auf die Ladefläche.

Ein hoher Abwehroffizier hat den geheimen Begräbnisplatz irgendwo in einem Wald in der Nähe von Lüneburg bestimmt. Ein Major und drei Feldwebel fahren mit hinaus. Fünf Menschen sind damit die Einzigen, die den Ort kennen.

Die Erde wird sorgfältig abgehoben. Die drei Feldwebel stechen mit Spaten eine Grube aus. Himmlers Leiche wird hineingelegt, so wie sie seit dem 23. Mai noch immer ist: bekleidet mit einer britischen Armeehose, einem offenen Militärhemd und grauen deutschen Wehrmachtssocken. Noch einmal schauen die Männer in das Grab. Einer der Feldwebel spürt das Verlangen, ein paar Worte zu sprechen. Er wirft die erste Schaufel Erde in die Grube und sagt: »Lasset den Wurm zu den Würmern gehen!«

Das ist alles. Stumm bringen die Soldaten ihr Werk zu Ende. Die Grasnarbe wird wieder aufgelegt, kein Schnitt, kein Hügel verrät die Stelle. Die Spuren des Mannes, dessen Platz in Nürnberg leer blieb, der mehr als alle anderen Angeklagten hätte aussagen können, sind ausgelöscht. Er hat sich der Verantwortung entzogen.

Nur einmal noch gibt es einen Nachhall: Unter einer Scheune

bei Berchtesgaden finden die Amerikaner den vergrabenen Privatschatz Himmlers. Er hat einen Wert von rund einer Million Dollar und bestand aus einem seltsamen Währungsgemisch. Captain Harry Anderson von der Militärregierung zählt folgende Summen: 132 kanadische Dollar, 25935 englische Pfund, acht Millionen französische Francs, drei Millionen algerische und marokkanische Francs, eine Million Reichsmark, eine Million ägyptische Pfund, zwei ganze argentinische Pesos, einen halben japanischen Yen und 7500 palästinensische Pfund!

## **11 Im Bett verhaftet: Reichsaßenminister Joachim von Ribbentrop – Reichsjugendführer Baldur von Schirach stellt sich selbst – Auf einer Moskwa-Insel wartet Großadmiral Erich Raeder**

Fast alle namhaften Größen des Dritten Reiches sind verhaftet oder tot. Es gibt nur wenige Rätsel für die alliierten Fahndungsabteilungen. Eines der wichtigsten: Wo ist Ribbentrop? Joachim von Ribbentrop hält sich zuletzt im Norden auf, wo Großadmiral Dönitz gerade im Begriff ist, eine Regierung zu bilden. Dabei sucht der neue Reichspräsident händeringend nach einem unbelasteten Mann, dem er das Amt des Außenministers anvertrauen könnte. Es soll jemand sein, den die Alliierten nicht von vornherein als Verhandlungspartner ablehnen würden.

Wie naiv Ribbentrop bis zuletzt war, schildert der ehemalige Reichsfinanzminister Lutz Graf Schwerin von Krosigk genau dreißig Jahre danach, im Frühjahr 1975, einem der Verfasser des Buches, Johannes Leeb. In seinem Essener Haus erzählt der Graf, 1949 im »Wilhelmstraße-Prozess« zu zehn Jahren Haft verurteilt und zwei Jahre später begnadigt: »Dönitz ließ mir durch Speer ausrichten, dass er mich als Außenminister in seinem Kabinett haben möchte. Ich hatte Bedenken dagegen und schlug Herrn von Neurath vor. Da ich nicht wusste, wo dieser sich aufhielt, empfahl ich, Ribbentrop anzurufen und ihn nach der Adresse zu fragen. Das tat denn auch ein Adjutant. Ribbentrop meinte, dieses sei eine Angelegenheit des Auswärtigen Amtes und das sei nicht dem Großadmiral unterstellt. Er ließ sich mit Dönitz verbinden und wollte von ihm wissen, warum Dönitz die Adresse von Neurath haben wolle. ›Um ganz offen zu sein, Herr von Ribbentrop‹, sagte Dönitz, ›Sie wollte ich in meinem Kabinett nicht mehr haben, sondern den Grafen Schwerin von Krosigk, doch der hat Herrn von Neurath vorgeschlagen.‹ Um nicht noch lange mit Ribbentrop palavern zu müssen, machte Dönitz ihm noch den Vorschlag, er solle ihn in einer halben Stunde anrufen, falls er einen besseren Kandidaten wüsste. Tatsächlich meldete sich Ribbentrop nach einer halben Stunde: ›Herr Großadmiral, ich habe mir das eingehend hin und her überlegt und muss Ihnen ganz ehrlich sagen, dass ich Ih-

---

nen als Kandidaten nur mich selbst vorschlagen kann!« Daraufhin segnete das Telefon des Großadmirals das Zeitliche.«

Graf Schwerin von Krosigk ließ sich dann doch noch umstimmen und wurde – für 23 Tage – der letzte Außenminister des Dritten Reiches.

Doch zurück zu seinem Vorgänger. Ribbentrop verschwindet von der Bildfläche. Er schlägt sich nach Hamburg durch, mietet sich im fünften Stock eines unscheinbaren Hauses ein Zimmer und beginnt unter den Augen der britischen Militärregierung das Leben eines harmlosen Privatmannes. Während einige Dutzend Kriminalbeamte und Abwehroffiziere nach ihm suchen, während sein Steckbrief mit Bild in allen Kasernen und Fahndungsbüros hängt, geht Ribbentrop in einem eleganten Zweireiher, mit schwarzem Diplomatenhut und einer sehr dunklen Sonnenbrille in Hamburg spazieren. Er versucht, alte Beziehungen neu anzuknüpfen, um in irgendeiner Firma noch besser untertauchen zu können.

Immer wieder führt ihn sein Weg in das Geschäft eines vergessenen Geschäftsfreundes von damals. Hier pflegt der Mann mit der dunklen Sonnenbrille, der sich jetzt Reiser nennt, geheimnisvolle Verhandlungen. »Ich habe einen testamentarischen Auftrag des Führers«, flüstert er dem Geschäftsinhaber zu. Er schaut dabei ängstlich über seine Schulter, ob auch niemand im Laden ist, der zuhören könnte. »Sie müssen mich verstecken, bis die Zeit dafür reif ist – es geht um die Zukunft Deutschlands ...«

Der Hamburger Weinhändler zögert. Sein Sohn dagegen zögert nicht: Er geht zur Polizei. Alliierte Kriminalbeamte nehmen sofort die Spur des mysteriösen Fremden auf.

Am nächsten Morgen, dem 14. Juni 1945, kommt es zur letzten dramatischen Szene der großen Menschenjagd. Drei Briten und ein belgischer Soldat poltern zu der Wohnung im fünften Stock hinauf. Sie klopfen an die Tür. Sie trommeln mit den Fäusten dagegen, als sich nichts röhrt. Dann krachen ihre Stiefelabsätze gegen das Holz.

Plötzlich pfeift Oberfeldwebel R.C. Holloway überrascht durch die Zähne. Die Tür hat sich ein wenig geöffnet. Hinter dem Spalt sehen die Männer eine brünette junge Frau. Das knappe Negligé verhüllt kaum ihre attraktive Figur. Die aufgelösten Haare hängen in ihr eingecremtes, glänzendes Gesicht. Sie hat die Augen

und den rot verwischten Mund weit aufgerissen. Mit einem unterdrückten Schrei wirft sie sich einen Morgenmantel über.

»Hausdurchsuchung«, sagt Leutnant J.B. Adams. Die Soldaten stoßen die Tür auf und drängen die Frau beiseite. Sie durchsuchen jeden Raum. Im vierten Zimmer findet der belgische Soldat ein zerwühltes Bett. Er zieht die Decke ein wenig zur Seite. »Hallo, da ist ja ein Mann drin!«, ruft er überrascht.

Der Mann in diesem Bett schläft wie ein Stein. Er hat das Poltern an der Wohnungstür nicht gehört. Auch die Schritte und Stimmen der Soldaten haben ihn nicht zu wecken vermocht. Oder wollte er das alles nicht hören?

»Hey, aufstehen!«

Leutnant Adams ist auf den Ruf des Belgiers hereingekommen und rüttelt den Schlafenden an der Schulter.

Er muss lange rütteln. Dann kommt Leben in den Mann. Er dreht sich langsam um, verzieht schlaftrunken das Gesicht, blinzelt mühsam ins Tageslicht, starrt dann die fremden Soldaten an seinem Bett ungläubig an. »Was ist los? Was ist los?«, fragt er mit belegter Stimme.

»Stehen Sie auf«, sagt Adams, »und ziehen Sie sich an – aber schnell!«

Joachim von Ribbentrop, gestern noch Außenminister des Großdeutschen Reiches, schlägt die Daunendecke zurück. Ohne ein Wort zu sagen, kriecht er aus dem Bett. Seine nackten Füße schlüpfen in die Pantoffeln. Er trägt einen weiß-rosa gestreiften Pyjama. Sein Gesicht ist von einem kräftigen, grau und schwarz gesprengelten Bartschatten bedeckt.

»Wie heißen Sie?«, fragt der Leutnant.

»Sie wissen ganz genau, wer ich bin«, gibt Ribbentrop mit bösem Lächeln zur Antwort. Er macht eine steife Verbeugung und sagt ironisch: »Ich gratuliere Ihnen.«

»Gut, Herr von Ribbentrop«, knirscht Leutnant Adams gedehnt, »ziehen Sie sich an. Sie sind verhaftet.«

»Ich möchte mich zuerst rasieren.«

»Das hat Zeit. Sie müssen jetzt mitkommen.«

Ribbentrop kleidet sich an, kämmt vor dem Spiegel sorgfältig sein Haar und wirft dann seine Sachen in einen Wehrmacht-Wäschebeutel. »Bitte«, sagt er endlich.

Offenbar glaubt er, sich auch jetzt noch auf diplomatischem Parkett zu bewegen. Nichts in seinem Wesen hat sich geändert seit damals, als er bei seiner Antrittsaudienz als deutscher Botschafter in London König Georg VI. mit erhobenem Arm, Hackenschlag und blechernem »Heil Hitler!« grüßte.

Im Hauptquartier der Briten wird Joachim von Ribbentrop am ganzen Körper gründlich durchsucht. Das gehört zu den Maßnahmen, die sich die Alliierten angewöhnt haben, seit ihnen einige Prominente mithilfe dieser teuflischen deutschen Giftkapseln durch die Finger gegangen sind. Tatsächlich wird eine Zyankaliampulle ans Licht befördert, die der Gefangene an einem verschwiegenen Ort bei sich getragen hatte.

Im Wäschebeutel Ribbentrops entdecken die Briten, sauber gebündelt, »einige Hunderttausend Reichsmark«, wie später offiziell bekannt gegeben wird. Wie lange dachte er sich mit dieser hübschen Summe verborgen halten zu können?

»Ich wollte mich versteckt halten«, gesteht Ribbentrop bei seiner ersten Vernehmung, »bis sich die öffentliche Meinung wieder beruhigt hat.«

»Meinen Sie die öffentliche Meinung in Deutschland?«

»Ja, auch. Vor allem aber die Weltmeinung. Ich weiß, dass wir alle auf der Kriegsverbrecherliste stehen, und ich kann mir denken, dass es bei der gegenwärtigen Stimmung nur ein Urteil geben wird – ein Todesurteil.«

»Sie wollten abwarten, bis alles vorbei ist?«

»Ja.«

»Und dann wieder auftauchen?«

»Ja.«

Die verworrenen Vorstellungen Ribbentrops werden durch eine weitere Quelle bestätigt. In seiner Rocktasche findet man drei Briefe: einen an Feldmarschall Montgomery, einen an Außenminister Eden und einen an ... der Offizier stutzt ... das ist doch nicht möglich ... Aber es gibt keinen Zweifel: Der dritte Brief ist adressiert an »Vincent« Churchill. Nichts gibt einen tieferen Einblick in den Dilettantismus des Reichsaußenministers als diese Kleinigkeit. Vincent statt Winston – und dieser Mann hielt die Außenpolitik eines Volkes in seinen Händen!

Ribbentrops Schwester, Frau Ingeborg Jenke, zur Sicherheit

von den Briten geholt, nimmt eine einwandfreie Identifizierung des Gefangenen vor. Dann wird der Mann, den die Welt als den bösen Geist neben Hitler kennengelernt hat, nach Lüneburg gebracht und von dort aus weiter in ein Internierungslager »irgendwo in Europa«. Bei seinem Abtransport trägt er noch immer seinen eleganten grauen Zweireiher und einen schwarzen Homberg ...

Bis auf zwei Nachzügler befinden sich nun alle, die bald auf der Nürnberger Anklagebank sitzen werden, in alliierter Gefangenschaft. Der erste Nachzügler ist Baldur von Schirach, einst Reichsjugendführer, zuletzt Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Wien.

Als die Russen in die österreichische Hauptstadt einrücken, fährt Schirach mit frisch gewachsenem Schnurrbart nach Schwaz in Tirol. In einem Bauernhaus mietet er sich unter dem Namen Richard Falk ein. Er kann sich ziemlich sicher fühlen, denn die Amerikaner glauben irrtümlich, er sei tot. Eine Meldung aus den letzten Tagen des Zusammenbruchs besagt nämlich, die Wiener hätten ihren Reichsverteidigungskommissar an der Floridsdorfer Donaubrücke aufgehängt.

So kann Schirach unerkannt sogar bei einer amerikanischen Dienststelle als Dolmetscher arbeiten. In seiner freien Zeit betätigt er sich als Schriftsteller und tippt eifrig an einem Manuskript, auf dessen erster Seite der Titel eines Kriminalromans steht: *Das Geheimnis der Myrna Loy*. Dahinter verbirgt sich allerdings die Geschichte der letzten Tage Wiens.

Die Bauersleute schöpfen keinen Verdacht.

Umso mehr wundert sich die Militärregierung in Schwaz, als sie am 5. Juni 1945 einen eigenhändigen Brief des angeblich Toten erhält: »Aus eigenem Entschluss begebe ich mich in amerikanische Gefangenschaft, um damit die Möglichkeit zu haben, mich vor einem internationalen Gericht zu verantworten. Baldur von Schirach.«

»Aber Schirach ist doch tot!«, ruft der Ortskommandant.

Dann schickt er einen Jeep los. Auf halbem Wege kommt Schirach den Soldaten entgegen. Er hat sich den Schnurrbart wieder abgenommen und gibt sich sofort gefangen.

Weshalb meldete er sich freiwillig?

Henriette von Schirach, Baldurs damalige Frau, ist der Geschichte nachgegangen und fand einen Zeugen, der ihr Folgendes berichtete: »Am 5. Juni 1945 kam eine Drahtfunkmeldung: Alle HJ-Führer werden verhaftet, die ganze Hitler-Jugend soll angeklagt werden, auch die Sechzehnjährigen werden gesucht. Nun wollte er einfach nicht mehr Richard Falk sein und bequem versteckt leben, nun war er plötzlich wieder der Reichsjugendführer, der sich vor die Jugend stellen wollte.«

»Aber er hatte doch nichts mehr mit der Jugend zu tun«, wendete Frau von Schirach ein, »Axmann war doch sein Nachfolger als Reichsjugendführer ...«

»Wir dachten doch alle, dass Axmann tot sei«, erklärte ihr der Gewährsmann, »und da fühlte er sich eben verantwortlich. Er wollte die vielen HJ-Führer, die man nun anklagte, nicht im Stich lassen, er wollte sagen: ›Ich trug die Verantwortung, gebt mir die Schuld.‹ Er hat immer geglaubt, dass er etwas retten könnte.«

»Warum bist du nicht geflohen?«, fragt Frau von Schirach, als sie ihren Mann bald nach seiner Verhaftung im Gefangenengelager Rum sehen darf. »Du hättest nach Spanien fliehen können. Du warst totgemeldet. Du hättest verschwinden können.«

»Du weißt doch, dass ich so etwas nicht tue«, antwortet von Schirach. »Ich habe mir alles reiflich überlegt. Ich hatte ja Zeit, niemand suchte mich. Aber ich will aussagen, ich will vor ein Gericht gestellt werden und die Schuld auf mich nehmen. Durch mich hat die Jugend an Hitler geglaubt, ich habe sie im Glauben an ihn erzogen, nun muss ich sie davon frei machen. Wenn ich Gelegenheit habe, dies vor einem internationalen Gericht zu sagen, lasse ich mich hängen!«

»Hängen?«, fragt seine Frau entsetzt.

Baldur von Schirach gibt sich keinen Illusionen hin. »Sie werden uns alle hängen ...«, antwortet er. Denkt er dabei an jene Dinge, die er in dem rühseligen Gespräch mit seiner Frau nicht erwähnt, die aber in Nürnberg unerbittlich von der Anklage ans Licht gebracht werden?

Der Vorhang der Menschenjagd schließt sich am 23. Juni 1945 mit der Verhaftung des letzten Nachzüglers. In Berlin-Babelsberg erscheinen sechs sowjetische Offiziere unter der Führung von Oberst Pimenow in der Wohnung des einstigen Großadmi-

rals Erich Raeder. Der frühere Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine, 1943 von Hitler in die Wüste geschickt und von Karl Dönitz abgelöst, lebt offiziell angemeldet und bisher unbekannt im russischen Sektor.

Nun interessiert man sich plötzlich für ihn. Zusammen mit seiner Frau Erika wird Raeder ins Lichtenberger Gefängnis gesperrt. Vierzehn Tage später fliegen die Russen das Ehepaar nach Moskau. In der Nähe der Hauptstadt, auf einer etwa zwanzig Kilometer außerhalb gelegenen Moskwa-Insel, müssen sie nun in einem Blockhaus das Leben von Internierten führen. Den Sinn dieser Maßnahmen erfährt Raeder erst, als man ihn Anfang Oktober 1945 nach Nürnberg bringt.

## **12 Geheimnis und Sensation: Rudolf Heß, Stellvertreter des Führers, fliegt nach Schottland**

In der ersten Reihe der Nürnberger Anklagebank wird 1945 ein Mann sitzen, der während des ganzen Prozesses dem Internationalen Tribunal ständig neue Rätsel aufgibt: Rudolf Heß.

Das äußerliche Bild, das er vor Gericht geboten hat, zwingt zu der Frage, ob dieser Angeklagte überhaupt verhandlungsfähig gewesen ist oder ob er nicht vielmehr in eine Heil- und Pflegeanstalt gehört hätte.

Heß hat behauptet, sein Gedächtnis verloren zu haben und sich an nichts erinnern zu können.

Er hat aber auch behauptet, diesen Gedächtnisschwund nur vorgetäuscht zu haben.

Der amerikanische Gefängnispsychiater Douglas M. Kelley hat sich viele Monate lang mit Rudolf Heß befasst und zahllose Abende in dessen Zelle zugebracht. Das Hauptergebnis seiner Beobachtungen lässt sich in folgenden Worten zusammenfassen: Heß war während der ganzen nationalsozialistischen Zeit immer nur »Zweiter«, immer nur Stellvertreter. Diese Tatsache muss seinen Ehrgeiz verletzt haben, und da es keinerlei Aussicht für ihn gab, über den Rang der zweiten Rolle hinauszukommen, flüchtete er in das sensationelle Unternehmen seines Englandfluges: Als Friedensstifter zwischen den kriegsführenden Mächten wäre Heß plötzlich auf der ganzen Welt »Nummer eins« gewesen.

Kelley meint, dass Heß durch seine amtliche Zweitrangigkeit schon bald einen »Verdrängungskomplex« entwickelt habe, der sich in allen möglichen körperlichen Beschwerden äußerte. Tatsächlich hat er jahrelang immer neue Ärzte aufgesucht, immer neue Heilmittel und Kuren ausprobiert, aber jeden Versuch rasch wieder aufgegeben, wenn sich nicht innerhalb von ein oder zwei Wochen wunderartige Erfolge einstellten. Am Ende war sein Vertrauen zur Schulmedizin dahin. Die nächste Station: Naturheilkundige, Pendler, Quacksalber, Scharlatane, Astrologen. Die Magenschmerzen, über die Heß am häufigsten klagte, verschwanden nicht.

Nach allem, was Kelley herausfinden konnte, ist es mit Heß seit